

# Anzeigen und Rezensionen = Avis et révisions = Avvisi e recensioni

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte = Annuaire de la Société Suisse de Préhistoire et d'Archéologie = Annuario della Società Svizzera di Preistoria e d'Archeologia**

Band (Jahr): **72 (1989)**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Anzeigen und Rezensionen – Avis et révisions – Avvisi e recensioni

*Archäologie in Württemberg. Ergebnisse und Perspektiven archäologischer Forschung von der Alisteinzeit bis zur Neuzeit.* Hrsg. im Namen der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern von D. Planck. Theiss Verlag. Stuttgart 1988. 558 S., zahlr. Abb.

1988 feierte die Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern ihr 25jähriges Bestehen. Aus Anlass dieses Jubiläums gab sie einen Band heraus, der die ganze reiche Palette zunächst der rein archäologischen Forschung aufzeigt: Alle Epochen sind vertreten, von der Alt-, Mittel- und der Jungsteinzeit über Bronze- und Eisenzeit, die römische Epoche, das Frühmittelalter, das Mittelalter (mit je einem Aufsatz über Burgen, Stadtarchäologie und Sakralbauten) bis hin zur nachmittelalterlichen Zeit. Darüber hinaus findet der Leser aber auch Beiträge aus Nachbarwissenschaften, wie etwa der prähistorischen Anthropologie, der Osteoarchäologie, der Archäobotanik und der Dendrochronologie. Die einzelnen Zeitabschnitte und Bereiche nehmen dabei ungefähr den gleichen Raum, jeweils 60 bis 90 Seiten, ein. Die 27 Artikel sind reich mit Abbildungen versehen, allein schon das Blättern in diesem Band bereitet Vergnügen. Entsprechend dem regelmässig wiederkehrenden Untertitel «Stand der Forschung», «Forschungsüberblick», «Stand der Forschung» o.ä. findet der Leser einen guten Einstieg in die jeweiligen regionalen Gegebenheiten. Der reiche Bestand an Fussnoten und Fundortlisten mit Literaturverweisen ermöglicht die vertiefte Beschäftigung mit einem bestimmten Thema. Sehr hilfreich ist auch das reichlich vorhandene Kartenmaterial, insbesondere dort, wo die Fundpunkte numeriert sind und anhand der Fundlisten indentifiziert werden können. Dass einige Autoren angesichts der vielen Fundstellen auf Ziffern in den Karten verzichtet haben (z.B. H. Schlichtherle, Das Jung- und Endneolithikum in Baden-Württemberg), ist nur zu verständlich; gleichwohl hätte man sich eine zumindest teilweise Beschriftung (so geschehen im Aufsatz R. Krause, Der Beginn der Metallzeiten, S. 128 Abb. 9) bei allen Karten vorstellen können, dies im Bestreben, auch dem mit der Geographie weniger Vertrauten einen optimalen Zugang zu bieten. Diese Randbemerkung soll aber auf keinen Fall den Wert dieses vorzüglich geschriebenen und gestalteten Bandes herabmindern.

Red.

H. Küster (Hrsg.): *Der prähistorische Mensch und seine Umwelt. Festschrift für Udelgard Körber-Grohne.* Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Bd. 31. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1988. 430 S., zahlreiche Abb.

Naturwissenschaftliche Disziplinen sind ein selbstverständlicher Bestandteil moderner archäologischer Untersuchungen. Im Rahmen der Archäobotanik werden pflanzliche Reste wie Pollen, Samen, Früchte, Hölzer oder Holzkohlen aus vergangenen Epochen untersucht. Diese Forschungen ergeben Hinweise zur damaligen Vegetation und zum Verhältnis von Mensch und Umwelt in prähistorischer und historischer Zeit.

Die Festschrift zum 65. Geburtstag von Frau Prof. Dr. Körber-Grohne mit dem Titel «Der prähistorische Mensch und seine Umwelt» enthält einen Querschnitt durch die heutige archäobotanische Forschung. Neben Aufsätzen über Pflanzenreste aus dem Zeitraum Neolithikum bis Mittelalter sind darin auch Beiträge allgemeiner Art enthalten. Für den botanisch interessierten Archäologen bietet diese Publikation eine Möglichkeit, seine Kenntnisse über die Nachbarwissenschaft Archäobotanik zu vertiefen.

Die Festschrift enthält eine Reihe bemerkenswerter Beiträge. Otti Willmans legt die Grundzüge der heutigen pflanzensoziologischen Kenntnisse über die Saumvegetation dar und stellt einige Überlegungen zu anthropogenen Säumen in der ur- und frühgeschichtlichen Kulturlandschaft an. Ulrich Willerding zeigt die Entwicklung von Ackerunkrautgesellschaften im Zeitraum von Neolithikum bis in die Neuzeit auf. Arie J. Kalis erschliesst anhand von Pollendiagrammen die frühneolithische Vegetation in der Kölner Bucht, und Stefanie Jacomet beschreibt Pflanzen mediterraner Herkunft in neolithischen Seeufersiedlungen der Schweiz.

Es ist im Rahmen dieses Artikels nicht möglich, sämtliche Beiträge aus dieser Festschrift zu erwähnen. Deshalb soll nachfolgend lediglich die Arbeit von Manfred Rösch eingehender besprochen werden.

In diesem Beitrag werden Moospolster aus mehreren Seeufersiedlungen des Bodenseegebiets beschrieben. Diese Polster enthalten den damaligen Pollenniederschlag aus ihrer unmittelbaren Umgebung und erlauben somit Rückschlüsse auf die lokale prähistorische Vegetation. Zudem geben die ökologischen Ansprüche der nachgewiesenen Moosarten Hinweise zum Wuchsort der Polster. Rösch hat diese pollenanalytischen Ergebnisse in eine ökologische Gruppeneinteilung einbezogen, die auf heutigen pflanzensoziologischen Kenntnissen beruht. Diese Gliederung dient als Grundlage zur Beschreibung der vorgeschichtlichen Wälder. Inwiefern jedoch die damaligen Vegetationsverhältnisse bereits heutigen pflanzensoziologischen Assoziationen entsprochen haben, lässt sich nicht beurteilen.

Ein weiterer Teil enthält Angaben zur Verwendung der Moospolster durch die prähistorischen Siedler. Rösch vermutet, dass Moose unter anderem auch für hygienische Zwecke gebraucht wurden und belegt dies mit Resten von essbaren Früchten, die in mehreren Polstern vorkommen. Daneben dürften Moose auch zur Isolation gedient haben, da diese Polster teils Reste von Knospenschuppen enthalten, die von Flechtwänden stammen könnten.

In einem Anhang wird die heutige Ökologie der nachgewiesenen Moose kurz charakterisiert. Photographische Aufnahmen dokumentieren diese Arten und erleichtern inskünftig deren Bestimmung.

Anhand von Veränderungen im Artenspektrum dieser Moose und in Verbindung mit pollen-, holz- und samenanalytischen Resultaten skizziert Rösch eine Landschaftsgeschichte, die den Zeitraum Neolithikum bis Bronzezeit umfasst. Dieses Modell liefert interessante Denkanstösse, um die Forschungen zum prähistorischen Menschen und seiner Umwelt weiter zu entwickeln.

Martin Dick

U. Willerding: *Zur Geschichte der Unkräuter Mitteleuropas*. Göttinger Schriften zur Ur- und Frühgeschichte Bd. 22. Wachholtz Verlag. Neumünster 1986. 382 S., zahlr. Abb.

Aus der Zusammenarbeit zwischen Archäologen und Botanikern entstand im Verlauf des letzten Jahrhunderts die Forschungsrichtung der Palaeo-Ethnobotanik. Sie ermöglichte weitgehende Erkenntnisse über die vielfältigen Beziehungen des frühen Menschen zu seiner Umwelt. Seit neuerer Zeit befasst sich diese Wissenschaftsrichtung vermehrt auch mit den ökonomischen und ökologischen Strukturen früherer Völker. Besonders interessieren dabei auch die Formen früherer Landnutzungssysteme. Informationen darüber liefern nicht allein Funde früherer Kulturpflanzen, sondern ganz besonders auch jene von Unkräutern. Das vorliegende Werk von U. Willerding zeigt eindrücklich, dass sich bei umsichtiger Auswertung dieser Belege vielfältige Erkenntnisse über frühere Anbauformen, Erntetechniken sowie über Standortverhältnisse und Biomasseproduktion auf den landwirtschaftlichen Nutzflächen gewinnen lassen.

Im Buch sind alle bis 1976 publizierten frühen Unkrautbelege sorgfältig zusammengestellt. Ausserdem finden sich wertvolle zusätzliche Angaben. Am Beginn des Buches wird zuerst der Begriff «Unkraut» sorgfältig definiert. Daneben geht U. Willerding recht ausführlich auf die Herkunft und Entwicklung der Unkräuter ein. So erfährt der Leser, dass erste ausgedehntere Standorte, an welchen sich Unkräuter breitmachen konnten, erst mit dem Beginn des Ackerbaus und der Anlage von mehr oder weniger permanenten Siedlungen in Mitteleuropa entstanden. Diejenigen Pflanzenarten, die gemeinhin als «Unkräuter» bezeichnet werden, stammen von verschiedenen Standorten und aus verschiedenen Gegenden: Diverse Arten sind als ursprünglich mitteleuropäisch anzusehen, andere wiederum wurden mit Sicherheit durch den Menschen nach Mitteleuropa eingeführt. Hier konnten sie sich durch die Bereitstellung optimaler Lebensbedingungen durch den Menschen zu neuen Pflanzengemeinschaften formen und so stark entwickeln, dass sie mitunter sogar zu Schädlingen wurden.

Als besonders wichtigen Punkt führt Willerding aus, dass die Art des menschlichen Eingreifens bestimmt, welche Unkrautarten auf bestimmten anthropogenen Standorten wachsen können: Veränderungen der Massnahmen haben demzufolge eine Veränderung in der Artkombination zur Folge. Hierdurch werden dann mit Hilfe der Unkräuter Aussagen über die früheren Landnutzungsgewohnheiten möglich. Mithilfe anschaulicher Schemata werden Beeinflussung und Veränderungen von Pflanzen durch den Auslese, Anbau und Zucht betreibenden Menschen und die Beziehungen zwischen Kulturpflanzen und Unkräutern in Sachen Nutzung dargestellt.

Besonderes Gewicht legt U. Willerding in der für ihn gewohnten, sorgfältigen Art auf die Behandlung methodischer Fragen. Die Berücksichtigung der Angaben S. 15 ff. ist jedem nahelegen, der sich mit der Bergung und Auswertung von Pflanzenresten auf Ausgrabungen beschäftigt.

In der rund 300 Seiten umfassenden, ausführlichen Dokumentation der mitteleuropäischen Unkrautfunde (S. 27 ff.) werden die einzelnen Arten in alphabetischer Reihenfolge abgehandelt. Bei jeder Art sind die Nachweise in chronologischer Reihenfolge aufgeführt und mit dem jeweiligen Literaturzitat versehen. Für einige wichtige Arten wurden Fundkarten beigefügt. Ausserdem finden sich bei jeder Art Angaben zur Lebensform, zum Florenelement und die ökologischen Zeigerwerte nach Ellenberg (1979). Hiermit liegt eine sehr wertvolle Dokumentation vor, die jedem interessierten Wissenschaftler als umfangreiches Nachschlagewerk und als Ausgangsbasis für weitere Untersuchungen dienen kann.

In Kap. 6 (S. 308 ff.) geht U. Willerding auf rund 40 Seiten auf die Auswertungsmöglichkeiten der im Katalog aufgeführten Unkrautfunde ein. Aus der Fülle dieser Angaben seien kurz einige besonders interessante Aspekte herausgegriffen. So zeigt das Nachweisdiagramm für die einzelnen Unkrautarten, dass diese zu ganz unterschiedlichen Zeiträumen nach Mitteleuropa gelangt sind: Ihre Artenzahl nimmt vom Neolithikum (ab ca. 4500 v. Chr.) bis ins Mittelalter von fast 0 bis auf >300 zu, wobei eine besonders starke Steigerung z. B. in der Römerzeit festzustellen ist (41 neue Arten gegenüber vorher). Hierin können sich die Übernahme römischer Landbautechniken oder eine Intensivierung des Handels abzeichnen. Besonders interessante Ergebnisse liefert die Auswertung der Lebensformenspektren, der Arealanalysen, der Standortverhältnisse oder der pflanzensoziologischen Angaben. Diese zeigen unter anderem, dass auf den vorgeschichtlichen Äckern teilweise mit ganz anderen Konkurrenzverhältnissen der Pflanzenarten zu rechnen ist als heute.

Einige Ackerunkrautgesellschaften setzen sich aus floristisch besonders wertvollen, fürs Auge farbenprächtigen Arten zusammen. Durch die Einführung industrieller Anbaumethoden, besonders aber durch den Einsatz von Herbiziden, sind die Arten der Ackerunkrautflora heute stark gefährdet. In Kap. 7 (S. 331 ff.) verweist U. Willerding auch auf diesen wichtigen Aspekt, womit sich der Kreis von vor- und frühgeschichtlichen Ackerunkräutern zu heutigen Verhältnissen schliesst.

Den Abschluss des ausserordentlich wertvollen Bandes bilden diverse Verzeichnisse und Register, mit deren Hilfe die Auffindung einzelner Arten im Text erleichtert wird. Es ist zu hoffen, dass sich das Buch von U. Willerding sowohl bei Archäologen, als auch bei Botanikern zu einem wichtigen Standard-Nachschlagewerk entwickeln wird, zeigt es doch sehr anschaulich die vielen Möglichkeiten auf, die mit einer Auswertung der Unkrautbelege zur Umwelt und Wirtschaftsweise der vor- und frühgeschichtlichen Menschen gewinnen lassen.

Stefanie Jacomet

*Documents d'Archéologie Française*. Editions de la Maison des Sciences de l'Homme. Paris.

No 12: *Françoise Le Ny: Les fours de tuiliers gallo-romains. Méthodologie, Etude technique, typologique et statistique, Chronologie*. 1988. 142 S., 73 Abb.

No 13: *Jaqueline Bonnet: Lampes céramiques signées. Définition critique d'ateliers du Haut Empire*. 1988. 224 S., 65 Abb., 17 Tab.

No 14: *Michel Vaginay et Vincent Guichard: L'habitat gaulois de Feurs (Loire). Fouilles récentes (1978-1981)*. 199 S., 153 Abb., mehrere Tab.

No 15: *Stéphanie Thiébault: L'Homme et le milieu végétal. Analyses anthracologiques des six gisements des Préalpes au Tardif et Postglaciaire*. 110 S., 81 Abb.

No 16: *Bruno Ancel et Pierre Fluck: Une exploitation minière du XVIe s. dans les Vosges. Le filon Saint-Louis du Neuenberg (Haut-Rhin), Caractères et évolution*. 122 S., 83 Abb., 6 Tab.

Mit Publikationen aus sehr unterschiedlichen Gebieten setzt die Reihe ihr Erscheinen fort und zeigt die Vielseitigkeit der archäologischen Forschung in Frankreich.

F. Le Ny setzt sich in ihrer Arbeit, einer gestrafften und erweiterten Fassung ihrer *Mémoire de maîtrise* an der Universität Rennes II, mit einer bis dahin in Frankreich wenig beachteten Denkmälergruppe auseinander. Von den daraus resultierenden Problemen vermittelt die Autorin durch die recht ausführliche Schilderung des Forschungsstandes und der Schwierigkeiten, die sich bei der Materialerfassung ergaben, einen klaren Eindruck. Konsequenterweise leistet F. Le Ny Basisarbeit: Zum einen befasst sie sich eingehend mit der Terminologie und mit technischen Fragen. Zum anderen präsentiert sie in einem 66 Seiten umfassenden Katalogteil 142 Orte, an denen Ziegelöfen an- resp. ausgegraben wurden (63 Orte, total 79 Öfen, die meisten im Grundriss in einheitlichem Massstab abgebildet) oder an denen die Prospektion das Vorhandensein von Öfen ergeben hat (79 Orte). Auf dieser Grundlage entwirft sie eine letztlich auf McWhirr und Cuomo di Caprio (A. McWhirr [Hrsg.] *Roman brick and tile. British Archaeological Reports* 68. Oxford 1979) basierende, weiterentwickelte und dem vorgelegten Denkmälerbestand besser entsprechende Typologie. Daraus resultieren einige bemerkenswerte Ergebnisse: So findet sich etwa nur ein einziger Ziegelofen aus dem 1. Jh. v. Chr., alle anderen sind jünger; neben die runden, fast ausschliesslich ins 1. Jh. n. Chr. (Ausnahmen: 2 Öfen in Vieux) zu datierenden treten schon sehr bald technisch weiterentwickelte, nämlich rechteckige Öfen; die Untersuchung der Verbreitung in Abhängigkeit zur Zeit zeigt, dass die Nordgrenze des «Verbreitungsgebietes» der Öfen im Verlauf der frühen und mittleren Kaiserzeit sich langsam nach Norden verschiebt. Die Autorin sieht darin ein Indiz für eine langsam von Süden nach Norden fortschreitende Romanisierung, die sich in einer von Holz-/Lehm- zu einer Stein-/Ziegel-Bauweise übergehenden Architektur und dem daraus resultierenden Bedarf nach Ziegeln äussert. Diesem Gedankengang wird man sich zweifellos anschliessen können; allerdings wird man sich hüten müssen, daraus zu schliessen, eine tiefgehende Romanisierung sei nördlich der Loire erst mit dem Auftreten von Ziegelöfen im späten 2. Jh. n. Chr. erfolgt: In anderen Bereichen finden sich mediterrane Elemente schon sehr viel früher, so bei gewissen Bauformen wie dem Theater (z.B. Theater von Aubigné-Racan: 3. Viertel 1. Jh. n. Chr.). Schliesslich schneidet die Autorin Fragen an, die das Bild von der Ziegelproduktion differenzieren und erweitern können (Absatzgebiete, Einzelschritte in der Produktion etc.).

J. Bonnet wendet eine in der Sigillata-Forschung geläufige Methode an, den Vergleich von (Namens-)Stempeln, verwendeten Formtypen und Dekorpunzen sowie die auftretenden Vergesellschaftungen, bei einem Sample von rund 1050 Lampen. Die Autorin konnte die durchwegs publizierten Stücke zum grossen Teil im Original untersuchen. Im 120 Seiten umfassenden Katalog, der nach Signaturen/Namen (29 Produzierende, vertreten durch 3 bis 245 Lampen) gegliedert ist, findet man deshalb neben kurzen, formalisierten Beschreibungen der Objekte Literaturverweise und insbesondere die Namensstempel resp. Graffiti in Umzeichnung. Allein schon die minutiöse Untersuchung der Namensstempel erbringt bemerkenswerte Resultate: So erweisen sich manche mit einem Namen gestempelte Gruppen als sehr homogen (z.B. die mit FLORENT gestempelten Lampen), während andere (z.B. CIVNDRAC) durch ihre Inhomogenität in Untergruppen zerfallen, die vielleicht als räumlich und zeitlich unterschiedliche Serien anzusprechen sind. Aufgrund verschieden grosser, im Ductus aber identischer Stempel schliesst die Autorin, sicherlich zu Recht, auf eine Filiation, auf mehrfache Abformungen ein und des selben Urstempels unter Verwendung von Ton (mit Gipsmodellen abgeformte resp. hergestellte Stücke

scheinen dagegen nicht aufzutreten; zu dieser Frage s. W. Czysz, *Germania* 62, 1984, 67–73; für diesen Hinweis sei K. Roth-Rubi herzlich gedankt). Ein analoges Vorgehen stellt J. Bonnet auch bei den Dekorpunzen fest; darüber hinaus zeigen sich dort auch andere, von der Sigillataforschung her vertraute Phänomene, wie etwa die Überarbeitung und die Übernahme von Punzen sowie die unterschiedliche Kombination mehrerer Einzelpunzen oder die Verwendung der gleichen Punze durch mehrere Produzenten (exemplifiziert S. 27–29). Insbesondere aus der letzten Beobachtung schliesst die Autorin auf «*liens de production*»; angesprochen, aber nicht diskutiert wird dabei die Frage, inwieweit es sich dabei um eigentliche Werkstattgemeinschaften («*fonds commun*», S. 216), um verkaufte oder entlehene Punzen/Model (S. 24) oder aber um Raubkopien handelt (z.B. S. 18; S. 209). Die Anwendung aller erwähnten Kriterien schliesslich erlaubt es der Autorin, neue Datierungsansätze und Produktionsorte vorzuschlagen, an denen Produktionsgruppen resp. «Einzelgänger» ihre Lampenserien hergestellt haben.

M. Vaginay und V. Guichard legen Funde und Befunde aus dem Zentrum, dem Bereich des römischen Forums des antiken Forum Segusiavorum vor. Hatte dieser Ort bis anhin als augusteische Gründung *ex nihilo* gegolten, zeigten Grabungen in den Jahren 1978 bis 1981, dass hier in der Spätlatènezeit eine Siedlung von etwa 5 ha Grösse bestanden hatte. Selbst geringe neolithische und bronzezeitliche Spuren liessen sich ausmachen, Belege aus der frühen Latènezeit fehlen ebenfalls nicht. Die freigelegten Reste der Siedlung (die 1984 angeschnittene Nekropole wird in einer eigenen Monographie vorgelegt) bestehen im wesentlichen aus Gruben und einzelnen Pfostenlöchern. Das hier gefundene reiche Material – Keramik, Fibeln, eiserne Geräte, Münzen, Knochenmaterial und vieles mehr – wird in zahlreichen Zeichnungen und Photographien präsentiert und ausführlich diskutiert. Dabei ergeben sich zahlreiche Übereinstimmungen, aber auch Unterschiede zu den zeitlich und räumlich nahen Siedlungen von Roanne und Amplepuis: In Feurs fehlen die «*amphores gréco-italiques*», importiert wurden im wesentlichen Campana und catalanische graue Ware. Erst in der Phase 3 (ab ca. 100 v. Chr.) finden sich Amphoren (Dressel 1A), wenn auch erst in geringer Zahl. Bemerkenswert ist auch das fast völlige Fehlen von «*urnes de type Besançon*» in der Phase Feurs 2 (ca. letztes Viertel 2. Jh. v. Chr.), eines Keramiktyps, der zur selben Zeit in Roanne gut vertreten ist. Ähnlich wie in Roanne oder Goincet schliesslich scheint der Grossteil der Keramik regional und für den regionalen Gebrauch gefertigt worden zu sein. Im abschliessenden Kapitel schlagen die Autoren eine Deutung für die Siedlung von Feurs vor: Sie dürfte, als Teil eines Netzes von rund 20 km voneinander entfernt liegenden Orten, am ehesten die Funktion eines Zentrums einer kleinen Region, vielleicht eines *pagus* erfüllt haben.

S. Thiébault analysiert stratifizierte Holzkohlefunde aus sechs Fundstellen im Raum Grenoble resp. Avignon. Wichtige Indikatoren sind Eibe, Buche und Tanne, überdies Wacholder, Eiche und Hasel. Die präzise Untersuchung der Reste, insbesondere die wechselnden Häufigkeiten und Anteile erlauben es der Autorin, die Klima- und Vegetationsgeschichte im beobachteten Raum nachzuzeichnen; durch den Einbezug archäologischer Reste wird schliesslich auch der Einfluss des Menschen auf die lokale Vegetation deutlich.

B. Ancel und P. Fluck präsentieren die Ergebnisse der Untersuchung der St-Louis-Mine, die rund 20 km nordwestlich von Colmar liegt und in der in der zweiten Hälfte des 16. Jh. Silbererz



gefördert wurde. Bei diesem Projekt wurden nicht nur die noch zugänglichen Teile der Mine archäologisch und speleologisch erfasst und in zahlreichen Plänen aufgezeichnet; auch die weiteren verfügbaren Quellen, wie Prozessakten, zeitgenössische Bergbauabhandlungen sowie verlorene Gerätschaften und schliesslich klimatologische Indizien wurden miteinbezogen. So konnte die Entwicklung dieser Mine detailliert nachgezeichnet werden.

*Red.*

*R. Drössler: Flucht aus dem Paradies. Leben, Ausgrabungen und Entdeckungen Otto Hausers.* Mitteldeutscher Verlag, Halle-Leipzig 1988, 384 S., 34 Abb.

Name und Person des Schweizer Archäologen Rudolf Otto Hauser waren schon zu seinen Lebzeiten verfehmt und sind es bis heute geblieben. Dies, obgleich man kaum mehr weiss, worauf dies zurückzuführen ist, und bei uns bisher niemand eine sachliche Beurteilung dieses Mannes und seines Werkes veröffentlicht hat. Der erste Anstoss zu einer Revision des pauschalen Verdammungsurteils kam 1970 aus der Bundesrepublik Deutschland, als Karl Brandt einen Aufsatz mit dem Titel «Otto Hauser – Die Tragik eines Urgeschichtsforschers» veröffentlichte (Mannus NF, Bd. 1). Inzwischen sind zahlreiche weitere Dokumente über den «Fall Hauser» bekannt geworden. Dies veranlasste den ostdeutschen Wissenschaftsjournalisten und Schriftsteller Rudolf Drössler, eine Biographie des «Königs der Dordogne» zu verfassen, die es ermöglicht, sowohl die Problematik als auch die Verdienste des gebürtigen Wädenswilers besser zu verstehen.

Zunächst macht uns der Autor mit dem Leben Otto Hausers vertraut: 1874 als Sohn des Kaufmanns Eduard Hauser und dessen aus Männedorf stammenden Gattin geboren, war seine Jugend «bis über sein zehntes Lebensjahr hinaus» durch eine schwere Erkrankung – vermutlich eine Hüftgelenksentzündung – überschattet. Der Knabe war lange ans Bett gefesselt, was einerseits zu einer lebenslänglichen Gehbehinderung führte, andererseits Anlass zu einer engen Bindung an die Mutter gebildet zu haben scheint. Nach häuslichem Privatunterricht während des langen Krankenlagers und anschliessendem Schulbesuch in Wädenswil bestand Otto Hauser 1892 die Matura am «Institut Ryffel» in Stäfa. Dann immatrikulierte er sich an der Universität Basel zum Studium von Alphilologie, Geschichte und Archäologie. Von 1894–1898 setzte er seine Ausbildung in Zürich fort, wo er sowohl an der Universität als auch an der ETH Vorlesungen besuchte, u. a. bei dem berühmten Geologen Albert Heim und bei Jakob Heierli, in der Folge der erste Sekretär der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte. Beziehungen hatte Hauser auch zu dem Pfäffiker Pfahlbauforscher Jakob Messli-Kommer, der ihn in die Grabungstätigkeit einführte. Bald unternahm er eigene Sondierungen, so z. B. bei Sarmenstorf am Hallwilersee und an anderen Stellen des Kt. Aargau, ferner am Zürichsee und beim thurgauischen Niderwyl, oder er suchte an den Gestaden des Neuenburgersees nach «Pfahlbaualtertümern». Seine sich rasch vergrössernde Privatsammlung verschaffte dem Studenten ein gewisses Renommee. Von Prof. Wilhelm Oechsli bekam er die Anregung, in Vindonissa Forschungen durchzuführen. Damit begann das, was Drössler als «Kampf um Vindonissa» bezeichnet. Es war eine kostspielige, wohl von Hausers Mutter finanzierte Phase, die sowohl Erfolge als auch Feindschaften einbrachte. Erste Reisen in die Dordogne sowie Standortwechsel nach München und Basel kennzeichnen die folgenden Jahre. Von 1906 bis 1914 wirkt Hauser in der Dordogne, wo wiederum grosse archäologische Erfolge auf der einen und erbit-

terte Feindschaften auf der anderen Seite zu verzeichnen sind. Bei Kriegsausbruch muss Hauser mit seiner Familie Frankreich verlassen. Er hält sich zunächst in der Schweiz auf, doch verstärken sich seine Beziehungen zu Deutschland zusehends. An der Universität Erlangen doktoriert er 1916 trotz des Widerstandes von Prof. Carl von Schuchhardt mit einer Arbeit über die Fundstelle von La Micoque in der Dordogne. Im Jahre 1921 siedelt Hauser ganz nach Deutschland über, wo er bis zu seinem Tode im Jahre 1932 bleibt. Diese letzte Phase im Leben des Schweizer Archäologen ist durch verschiedene, nie zu einem Erfolg führende Versuche beruflichen Fussfassens und mehrere Standortwechsel gekennzeichnet. Die schon früher aufgetretenen Schwierigkeiten und Enttäuschungen im persönlichen Bereich halten weiterhin an.

Was aber sind die Gründe dafür, dass Hauser sich während seiner Tätigkeit in Vindonissa und in der Dordogne so viele Feinde geschaffen hat und noch heute sowohl im Aargau als vor allem auch in Frankreich persona non grata ist? Rudolf Drössler bemüht sich, in seiner – bisweilen romanhaft gestalteten – Biographie die Diskrepanz zwischen den effektiven Leistungen und Erfolgen Hausers und der noch heute meist einseitigen Beurteilung seiner Person aufzudecken. In Vindonissa kam es zu Konflikten zwischen dem initiativen und offenbar recht selbstsicher auftretenden Studenten Hauser und den zur gleichen Zeit aktiv werdenden lokalen Interessenten für das Legionslager Vindonissa. Hauser entdeckte das sowohl von ihm als auch von seinen Konkurrenten vermutete Amphitheater als erster, und im Rahmen der Grabungen seiner zeitweise recht umfangreichen und dementsprechend kostspieligen Grabungsequipe konnten zahlreiche interessante und wertvolle Funde geborgen werden. Hauser war genötigt, die erheblichen Grabungskosten auch durch den Verkauf von Funden zu finanzieren. Dies wurde ihm bei den von Emotionen und Neid geprägten Auseinandersetzungen mit seinen Kontrahenten ebenfalls zum Vorwurf gemacht.

Auch in der Dordogne machte er beachtliche Entdeckungen, so z. B. an den berühmten Fundstellen von La Micoque, Laugerie-Haute, Laugerie-Basse, Le Moustier usw. Neben umfangreichen Beständen mittel- und jungpaläolithischer Geräte förderte er wichtige Skelette wie diejenigen eines Neandertalers von Le Moustier und eines Vertreters des eiszeitlichen *Sapiens sapiens* in Combe Capelle zum Vorschein. Immer wieder lud er deutsche und gelegentlich auch schweizerische Fachleute wie z. B. Emil Bächler zu seinen Grabungen ein. In expansiver Weise verstand er es, wichtige Fundstellen zu pachten, um dadurch andere am Graben zu verhindern. Das schuf ihm neuerdings Feinde, insbesondere den sehr an der prähistorischen Forschung interessierten Lehrer Denis Peyrony. Aber auch Henri Breuil und dessen Freund Hugo Obermaier verfolgten seine Tätigkeit mit steigendem Ärger und Misstrauen. Besonders nachdem Hauser die erwähnten zwei Skelette für 160 000 Goldmark nach Berlin verkaufte, verstärkte sich der weit über die Dordogne hinausreichende Zorn der Franzosen gegen den «marchand d'antiquités, de nationalité suisse, qui a trop longtemps exploité, pour le compte des allemands, les gisements de la Dordogne» (M. Boule, 1946). Dies führte schliesslich bis zum Spionageverdacht kurz vor Ausbruch des 1. Weltkrieges und zur Flucht Hausers in die Schweiz. An dem feindlichen Verhalten vieler Franzosen war Hauser nicht unschuldig. Auf der anderen Seite wird heute mehr und mehr anerkannt, dass er für die damalige Zeit erstaunlich gut gearbeitet hat, was ihm auch die erwähnten Erfolge brachte.

Wir dürfen Rudolf Drössler dankbar dafür sein, dass er das Bild Hausers neu gezeichnet hat: ohne die Schattenseiten zu verheimlichen konnte er doch auch viel Positives zeigen.

*Hans-Georg Bandi*

*Karin Meier-Riva: Die Steinartefakte vom Hardberg bei Istein (Efringen-Kirchen, Kr. Lörrach).* Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Heft 10. Kommissionsverlag Theiss. Stuttgart 1987. 93S., 28 Abb., 18 Taf.

Die Region des Isteiner-Klotzes nördlich von Basel ist dem Prähistoriker durch den nachgewiesenen Silexabbau wohl bekannt. Fast völlig unbeachtet geblieben sind jedoch die endpaläolithischen Silexfunde, die um die Jahrhundertwende von M. Mieg an verschiedenen Stellen in diesem Gebiet gemacht worden sind. Die Funde fanden nur in schwer zugänglichen Vorberichten Eingang, erfuhren aber nie eine vergleichende Bearbeitung. Als Schenkung gelangte die Sammlung 1907 in das Museum für Völkerkunde Basel, wo sie fast ganz in Vergessenheit geriet. K. Meier-Riva ist es zu verdanken, dass mit der vorliegenden Monographie – 1982/83 an der Universität Basel auf Anregung von Prof. E. Schmid als Diplomarbeit entstanden – das Material umfassend bearbeitet und auch zugänglich gemacht worden ist.

Die Sammlung Mieg, 1900–1906 zusammengetragen, umfasst gut 1000 nicht stratifizierte Silexartefakte von zwei Fundplätzen. Die Fundstelle Hardberg besteht aus elf Halbhöhlen, die durch den Kalksteinabbau vollständig zerstört worden sind. Ihre Lokalisierung ist heute nur mehr mit Hilfe eines bescheidenen Planes des Sammlers möglich. Nur gerade für einen kleinen Teil des Materials ist die genaue Herkunft in bezug auf die verschiedenen Halbhöhlen überliefert, so dass von einzelnen geschlossenen Inventaren nicht die Rede sein kann – ein Umstand, der für eine heutige Bearbeitung schwerer wiegt, als das, noch der Zeit entsprechende, Fehlen stratigraphischer Angaben.

Den zweiten, kleineren Fundkomplex bilden die Lesefunde der Freilandstation Buchgraben, die 1902 anlässlich von militärischen Befestigungsarbeiten entdeckt worden ist. Aufgrund dieser Fundumstände entschloss sich die Bearbeiterin das Material mit Hilfe der Merkmalsanalyse nach Hahn 1977 und Thévenin 1982 zu beschreiben, was eine genauere Erfassung der einzelnen Formen erlaubt, als dies mit den, nach rein morphologischen Kriterien, aufgestellten Typenlisten möglich ist, die bei einem Vergleich zudem geschlossene Schichtkomplexe erforderlich machen. Für die graphische Umsetzung der Messdaten wurde das segmentierte Koordinatengitter nach Thévenin benutzt, eine Methode, welche die Darstellung von drei Parametern (Länge, Breite, Dicke einer Grundform) ermöglicht.

Die Materialanalyse der Fundstellen ergab, dass sich die Inventare in Zusammensetzung und Ausprägung kaum voneinander unterscheiden. Beide Fundkomplexe besitzen spät- oder postglazialen Charakter mit einer Dominanz von Kratzern und Sticheln in annähernd gleicher Zahl, mit Bohrern, Rückenspitzen, mikrolithischen Spitzen und Rückenmessern. Auffällig ist in beiden Inventaren das Fehlen von geometrischen Mikrolithen – ein Umstand, der im Vergleich mit dem Inventar vom Klotzen (Grabung Lais) oder dem Material von Rochedane A 3 nicht Zufall sein kann. Dieser Umstand, zusammen mit Grössenvergleichen, lässt die Autorin für ihre Fundstellen Hardberg und Buchgraben eine ältere Zeitstellung annehmen, vergleichbar etwa Rochedane B mit einem Epipaläolithikum des Typs «Azilien évolué» aus dem letzten spätglazialen Kälteeinbruch Dryas III, für den im Abri Rochedane ein  $^{14}\text{C}$ -Alter von  $10\,730 \pm 190$  B.P. belegt ist.

Neben der Klärung der relativen zeitlichen Stellung der Funde liegt der Wert der vorliegenden Arbeit vor allem in der Vorlage des gesamten Fundstoffes in einem ausführlichen Katalogteil, dem man sich vielleicht noch etwas bessere Zeichnungen gewünscht hätte. Insgesamt, da Altfunde nur selten eine moderne

monographische Bearbeitung erfahren, verdient vorliegende Arbeit als löbliche Ausnahme hervorgehoben zu werden. Sie wird hoffentlich als Anregung aufgenommen, auch andere Sammlungen aus ihrem noch immer tiefen Schlummer hervorzuholen.

*Markus Höneisen*

*M. Kunst: Zambujal. Glockenbecher und kerbblattverzierte Keramik aus den Grabungen 1964 bis 1973.* Deutsches Archäologisches Institut Madrid. Madrider Beiträge Band 5, Teil 2. Verlag Ph. von Zabern. Mainz 1987. 367 S., 129 Abb., 117 Tab., 48 Tafeln mit 544 Photos.

Nach dem ersten Teilband über die Befunde der kupferzeitlichen Siedlung Zambujal (Sangmeister-Schubart 1981) werden mit diesem Band, dem sicherlich noch einige folgen dürften, erste Ergebnisse der Keramikuntersuchungen von Zambujal vorgelegt. Von den damals geborgenen fast 165 000 Fragmenten stellt uns der Autor M. Kunst die Glockenbecher und kerbblattverzierte Keramik eingehend vor. Diese machen mit gut 1200 Stück weniger als 1 Prozent aller Keramikscherben aus, stellen aber mit der Importkeramik zusammen die bedeutendsten Keramikategorien für die portugiesische Kupferzeitforschung dar.

In der Einleitung erhält der Leser grobe Angaben zum keramischen Fundmaterial. Es werden Begriffe eingeführt und begründet sowie insbesondere die wichtigsten Fragestellungen angetippt, die in gewissem Sinne ja auch das weitere methodische Vorgehen bestimmen. Im folgenden Kapitel werden grundsätzliche Probleme methodischen Arbeitens angegangen. Der Autor setzt sich auf der Suche nach grösstmöglicher Objektivität mit Begriffen wie «Ähnlichkeit», «Typ», «Merkmal» usw. auseinander. Ebenso kommt der Einsatz von EDV und die Anwendung statistischer Methoden mit ihren möglichen Fehlerquellen zur Sprache.

Im weitaus grössten Teil, reich mit Tabellen, Abbildungen sowie mit einem detaillierten Katalog ausgestattet, steht die Glockenbecher- und kerbblattverzierte Keramik im Zentrum.

Aus den 559 verzierten Glockenbecherscherben konnten die drei Hauptformen Becher, Schale und Schultergefäss sowie als Sonderform ein bauchiger Topf (mit der Funktion als Becher?) erkannt werden. Nur gerade sechs Gefässprofile liegen vollständig rekonstruiert vor. Folgerichtig mussten sich die Untersuchungen vor allem auf Ausstattungsmerkmale der Keramik konzentrieren.

Mit Hilfe einer Korrespondenzanalyse werden Ziertechniken, Motive und ihre Platzierung auf den verschiedenen Gefässformen miteinander in Verbindung gebracht. Die Verzierungen wurden fast ausschliesslich mit einem Stempel in den noch ungebrannten Ton ausgeführt. Ritzverzierungen sind nur selten und insbesondere nie als Radzier angetroffen worden. Auf Glockenbechern tritt fast nur monotone Stempelverzierung auf. Schalen und Schultergefässe weisen dagegen komplexe Ziermotive oder beides auf.

Interessant ist die Zeitstellung der Glockenbecherkeramik in Zambujal. Sie ist sicher in der dritten Bauphase (BP3) belegt; eventuell aber bereits früher in BP2, wie unsicher zugeordnete Fragmente weismachen möchten. Nach den  $\text{C}^{14}$ -Daten von Zambujal bedeutet dies 2100 BC (unkalibriert) oder etwas früher. Dabei treten komplexe und monotone Stempelverzierungen entgegen früheren Meinungen gleichzeitig auf. Von besonderem Interesse ist nun auch, dass der AOO-Becher erst zu Ende BP4 auftaucht und somit der maritime Becher in Umkehrung des

niederländischen Modellen früher als der AOO-Becher zu datieren ist. Vorläufig lässt M. Kunst die holländische Abfolge unangetastet, glaubt aber, dass sie für die Iberische Halbinsel modifiziert werden sollte, denn «es kann ja das, was in den Niederlanden früh ist, auf der Iberischen Halbinsel spät sein, und umgekehrt».

Mit den 656 kerbblattverzierten Fragmenten gelang es ebenfalls nur gerade zwei Kugelgefäße einigermaßen rekonstruieren zu können, die zur «Furthenkeramik» nach K. Spindler gezählt werden müssen. Darüber hinaus treten auch Schälchen und gradwandige Gefässchen unbekannter Form auf, die nicht zur Furthenkeramik gehören. Folgerichtig vermeidet es der Autor von «Kerbblattkeramik» zu sprechen. Analog der Glockenbecherkeramik wurden auch in diesem Falle verschiedene Merkmale in einer Kontingenztafel erfasst. Doch es zeigte sich, dass alles mit allem vergesellschaftet ist. Auch die in der portugiesischen Forschung durch die Herstellungstechnik definierte Trennung eines Motives in «echtes» und «falsches» Akazienblatt, wobei letzteres als älter angesehen wurde, muss aufgegeben werden. Chronologisch tritt die kerbblattverzierte Keramik in Zambujal bereits in der ersten Bauphase auf und verläuft dann parallel mit den Glockenbechern.

Die Fundverteilung beider Keramikategorien auf die einzelnen Siedlungsbereiche wird teils chronologisch, teils funktional zu erklären versucht. Von besonderem Interesse ist dabei, dass die Glockenbecherkeramik fast nur innerhalb der Zentralbefestigung, insbesondere im Umkreis der Türme A und B sowie den «Häusern» V und WW, in denen Kupferverarbeitung nachgewiesen werden konnte, vorkommt. Daher glaubt der Autor, dass zwischen der Glockenbecherkeramik, die er «als eine Art Serviergeschirr mit eher kommunikativer oder kultischer Bedeutung» interpretiert, ihrer relativen Seltenheit und ihrer Konzentration auf die Zentralbefestigung und darin insbesondere auf Gebäude mit nachgewiesener Kupferverarbeitung ein Zusammenhang besteht. Er vermutet dahinter einen Personenkreis mit gesonderter gesellschaftlicher Stellung. «Waren es die Hauptlinge von Zambujal in BP3 und 4 oder so etwas wie die Medizinmänner bei den Indianern oder Druiden bei den Kelten? Oder waren es Schmiede mit sozialer Sonderstellung auf Grund ihres Geheimwissens...»? Als ihn besonders beeindruckendes ethnologisches Vergleichsbeispiel erwähnt er die von René Gardi 1953 in Nordkamerun beobachteten Eisenschmiede der Matakam mit ihrer besonderen gesellschaftlichen Stellung.

Wiederum gelang es dem DAI einen hervorragend gestalteten und reich mit Abbildungen und Tabellen dokumentierten Band zu präsentieren. Auffallend ist der Tafelteil, wo zu den Profilzeichnungen jeweils eine gestochen scharf wiedergegebene Foto der verzierten Scherbenoberfläche beigefügt wurde. Wohl weichen die Dimensionen zwischen Profilzeichnung und Foto voneinander ab – die Fotos wurden stets senkrecht zur Scherbenoberfläche gemacht –, dafür kann sich der Leser ein uneingeschränktes Bild der Verzierungen machen; etwas, das für diesen Band bedeutend wichtiger ist. Der (zu?) stark gegliederte Text ist gut verständlich geschrieben. Zusammenfassungen nach gewissen Abschnitten helfen dem Leser zudem, dass er sich in den vielen Details nicht verliert. Nur einen Wunsch hätte ich abschliessend anzubringen: Ein Plan mit den Befunden und den eingetragenen Grabungszonen wäre zur besseren Anschaulichkeit der Schlussbetrachtungen sehr nützlich; schon deshalb, da Band 1 sich des Preises wegen nicht jedermann leisten will.

Othmar Wey

*Christoph Willms: Felsgesteinartefakte der Cortailod-Schichten.* Die neolithischen Ufersiedlungen von Twann Bd. 9. Staatlicher Lehrmittelverlag Bern 1980. 188 S., 90 Abb., 42 Taf., div. Tab.

Die Materialvorlage von 480 Beilklingen in 31 Tafeln und die teilweise archäologische Auswertung von rund 2100 Beilklingen und Artefakten der Beilklingenproduktion bilden das Kernstück dieser sehr aufwendigen Arbeit, die zudem 1125 Nebenfunde, i. e. Schleifsteine, Klopffsteine, Reibsteine, «Schliffkiesel» und sonstige Funde mit dem Ziel bearbeitet, «erstmalig im schweizerischen Neolithikum typologische und technologische Aspekte der Beilklingen auf ihre chronologische Aussagefähigkeit – im Rahmen einer einzigen Kultur – zu überprüfen» (S. 9).

Dass der hier zu besprechenden Arbeit gewisse Mängel im Hinblick auf ihre Verständlichkeit und Übersichtlichkeit anhaften, soll keineswegs verschwiegen werden. Angesichts der riesigen Datenmenge, der zahlreichen im Vorwort genannten Mitarbeiterinnen, des starken Zeitdrucks, unter dem der Autor stand, sowie der Tatsache, dass er sozusagen ein Pilotprojekt bearbeitete, sind einige Unzulänglichkeiten bei der Artefakt-Indizierung und der Darstellung der Analysen nicht weiter verwunderlich. Neben der «Härte» oder «Sprödigkeit» der Materie mag letzteres auch ein Hauptgrund dafür sein, dass eine Besprechung dieser Monographie im JbSGUF so lange auf sich warten liess.

Auch dem gewohnt eiligen Leser bleibt es nicht erspart, sich mit den Besonderheiten der Twanner Schicht- und Abbauverhältnisse (S. 11–13), dem Dokumentations- und Abbildungssystem (S. 13–17) und den Erläuterungen zum angewandten Lochkartensystem (S. 18–27) auseinanderzusetzen; Diagonallektüre endet unerbittlich im Abseits. Hat man einmal den schwierigsten Brocken der Steinbeil-Kategorisierung (S. 28–65) überwunden, kommt anschliessend stellenweise beinahe Vergnügen auf. Der Schlüssel zu den Kategorien findet sich beim Kommentar zu Lochkarte A (S. 18); wobei wir uns vergegenwärtigen müssen, dass 80 Prozent aller Kategorien der Beilproduktion auf A–d entfallen und davon A allein zirka 55 Prozent ausmacht. Dabei bedeutet A = durch Sägen und/oder Picken hergestellte Klingen, a = umfassender Klingenschliff, B = «Abschlagsbeile», b = Klinge durch Schlag hergestellt, usw. bis e = Produktionsrückstände und Rohmaterial der Materialgruppe C («Aphanit»).

Zu diesen Artefaktkategorien gibt uns Verf. eine Fülle von Informationen, was Masse, Schnitte, Form und Bearbeitung betrifft. Zu seiner stark technologischen Betrachtungsweise gesellt sich ab S. 79 auch der materialmässige Bezug, was für viele Leser wohl eine neue Klippe darstellt.

Die weiteren Kapitel 15–17 (S. 97–106) befassen sich mit der Fundverteilung in den Schichtflächen und der vertikalen Schichtenabfolge. Auf S. 106–126 wird schliesslich auf die Themen Äxte, Klopffsteine, Schleifsteine und Reibsteine eingegangen. Schliffkiesel, Anhänger, Röteln und Sonstiges (S. 126–129) sowie eine deutsche und französische Zusammenfassung beschliessen den Textteil von Band 9.

Die Überbetonung des technischen bei weitgehendem Verzicht auf den formalen Aspekt führt dazu, dass beispielsweise in die Artefaktkategorie a des umfassenden Klingenschliffes sowohl eine *vollüberschliffene* Streitaxt wie ein *vollüberschliffenes* kurzblättriges Rechteckbeil einzuordnen sind. Zusätzlich spielt das Rohmaterial insofern eine entscheidende Rolle, als mit der Materialgruppe C («Aphanit» = Ton- und Kieselschiefer) ein Importprodukt aus dem Raume Belfort postuliert wird. Diese anhand einer einzigen, offenbar falschen lithologischen Zuweisung (mdl. Mitt. I. Diethelm; vgl. auch Aufsatz I. Diethelm, S. 201 ff. in diesem Jb!) nicht unumstrittene Einstufung bedingt wegen ihrer Konsequenz für das Jungneolithikum des Mittellandes, des Juras und des Oberrheingebiets weitere archäologisch-



petrographische Abklärungen. Als gesicherte Tatsache gilt heute hingegen das Fehlen von Kieselschiefer-Steinbeilen in den Horgener Schichten von Twann.

Mit Taf. 42 legt uns Verf. das wichtigste Ergebnis seiner Recherchen bezüglich des tonig-kieseligen Steinbeilmaterials («Aphanit») vor. Wie das Verzeichnis der Stationen (S. 83 f.) nahelegt, endet die Produktion von Steinbeilen aus diesem Material im oberen Cortaillod. Die Importtheorie scheint mir im gegenwärtigen Zeitpunkt in bezug auf den alleinigen Herkunftsraum Belfort noch nicht gesichert zu sein. Es bleibt abzuwarten, ob das Fehlen von Kieselschiefer in den Horgener Schichten von Twann auf eine neue Handelssituation oder einen veränderten Materialanspruch zurückzuführen ist. Immerhin kann Kategorie a (= umfassend geschliffene Beile) bis zu 75% an «Aphanit»-Material ausmachen (S. 79), schneidet mit durchschnittlich 50% Bruchmaterial (S. 30, Abb. 16) aber am schlechtesten ab, da es sich wegen seines wenig zähen Gefüges technisch schlecht zu eignen scheint.

Das übrige Steinmaterial D–K findet sich in der lokalen Moräne des Rhonegletschers. Auf ursprünglich ausgeschiedenes A- und B-(Grüngesteins-)Material wird nachträglich aufgrund der mineralogischen Bestimmung verzichtet, was der geneigte Leser eher zufällig auf S. 137 erfährt. Im folgenden wird man aber auch gewahr, dass es zudem ein nicht näher definiertes L- und M-Material zu geben scheint (vgl. Katalog). Das Festhalten am anfänglich gewählten Bezeichnungssystem, welches durch das Lochkartenverfahren vorgegeben war, stellt das grösste Manko dieser Arbeit dar. Auch bleiben viele Abbildungen mit ihren oft kryptischen Untertiteln ohne Zuhilfenahme des Textes unverständlich. Ziemlich verschlüsselt findet man ferner den einfachen Sachverhalt, dass neben dem fraglichen Material C («Aphanit») D<sub>1</sub>, D<sub>2</sub>, E und F wohl Serpentinite der Zone Zermatt - Saas, G<sub>1</sub>, G<sub>2</sub> und H sicher Allalingsabbro derselben Zone mit textuellen Unterschieden darstellen und schliesslich I/K als Nephrite des Rhone-Eraktikums bezeichnet werden. Was sich mit anderen Worten makroskopisch differenzieren liess, rückt durch die mineralogische Analyse wieder zusammen. Zudem konzediert der Verf., dass bei der makroskopischen Zuweisung 10% Fehler möglich seien und 50% (sic!) des Steinbeilmaterials sich auf eine Vielzahl von nur selten vorkommenden Varietäten verteilen (S. 95). Kommt schliesslich hinzu, dass von 480 abgebildeten Steinbeilen rund die Hälfte auf die nicht ausgewertete Materialklasse A entfällt. So gesehen stellt das Ganze eine Warnung für jeden Archäologen dar, die Finger von petrographischen Makroanalysen zu lassen!

Taf. 41 kann als zweite Schlüsselabbildung gelten. Sie bringt einerseits 11 Stationen (S. 109 f.) mit Streitaxten vom Typus «Chamblandes-Twann», andererseits 12 Stationen (S. 69) mit Sägeplättchen aus der Zentral- und Ostschweiz. Mit Ausnahme der Oberen Schicht von Hitzkirch-Seematte (Cortaillod) werden diese Sägeplättchen in die Horgener Kultur gestellt. Eingehende Untersuchungen zur Sägeschnittechnik von C. Willms finden sich auf S. 68–79. Die schon von M. Itten gemachte Feststellung der speziellen Sägetechnik und ihrer regionalen Konzentration auf die Ostschweiz wird vom Verf. übernommen, für die Cortaillod-Kultur und Twann im speziellen werden Silices als Sägen in Erwägung gezogen, ohne dass die Bearbeiterin dieser Materialgruppe dies bestätigt (vgl. M. Uerpmann, Bd. 18).

Als ein weiteres hervorragendes Resultat darf auch die Bearbeitung einer flachen Lochaxt (und eines weiteren Axtfragments) aus OSu (Obere Schicht, unten) gelten. Ob der neugeschaffene Axttyp «Chamblandes-Twann», hauptsächlich durch den BDI (Breiten-Dicken-Index) zwischen 2.2 und 1.8 als flache Axt definiert, bestehen bleibt und vielleicht noch Zuwachs er-

hält, muss offen bleiben. In Anmerkung 60 verweist Verf. auf die Möglichkeit einer weiteren Aufteilung anhand der Nackenform; zu einer andern Einteilung gelangt A. Gally (Anm. 61).

Einen weiteren Beleg für die weitsichtige und umfassende Bearbeitung der Felsgesteinartefakte liefert das Kapitel «Konkordante und diskordante Funde» anpassender Beilfragmente (S. 99–102). Hier wird ein anthropogen-sedimentologisch bedingtes Phänomen der Vertikal- und Horizontalverlagerung dingfest gemacht, das Archäologen öfters ignorieren.

Auch die Abschnitte III–V über die Klopffeste, Schleifsteine und Reibsteine sind lesenswert, nur leider ebenfalls durch die von der Lochkarte vorgegebene Indizierung reichlich verschlüsselt. Dies gilt für die Typenansprache wie für die Rohmaterialbezeichnung, wo etwa bei den Klopffesten (S. 110–119) unnötige Irrfahrten durch die Lochkartenlandschaft wohl nicht nur Rezensenten an den Rand der Verzweiflung bringen!

Abschliessend sei festgehalten, dass Band 9 über die cortaillozzeitlichen Gesteinsartefakte im Rahmen der bisher erschienenen 20 Bände einen wichtigen Aspekt der Twanner Befund- und Fundsituation darlegt und eine Vielzahl technologischer und typologischer Eigenschaften auswertet. Zusammen mit dem benutzerfreundlicheren Band 13 von A. Furger über die horgenzzeitlichen Gesteinsartefakte (und weiteren Kleinfunden aus den Horgener Schichten) darf er – allen berechtigten Einwänden zum Trotz – bei keinem Steinartefakten-Spezialisten fehlen.

Marcel Joos

*Anne-Marie et Pierre Pétrequin: Le Néolithique des lacs. Préhistoire des lacs de Chalain et de Clairvaux (4000–2000 av. J.-C.).* Collection des Hespérides. Editions Errance. Paris 1988. 288 p., fig.

Anne-Marie et Pierre Pétrequin ont un grand mérite: non seulement ils ont fouillé durant près de vingt ans, et de manière exemplaire, plusieurs gisements néolithiques menacés de destruction à court terme, dans la Combe de l'Ain, en Franche-Comté, et publié une partie importante de leurs découvertes et de leurs réflexions, mais en plus, ils ont franchi un pas supplémentaire: celui de se rendre dans quelques-unes des dernières contrées du globe où vivent des sociétés établies en milieu humide (les palafittes du Bénin en Afrique occidentale) ou des populations fabricant et utilisant un outillage en pierre et en bois (la Papouasie, en Indonésie) qui rappelle en bien des aspects les industries néolithiques que les Préhistoriens découvrent sur les rives des lacs européens.

Leurs enquêtes ethnographiques fournissent des renseignements d'une valeur inestimable, forçant l'archéologue à se poser de nouvelles questions, à réfléchir différemment. Trop souvent en effet, les industries préhistoriques sont présentées avec une navrante monotonie: longs inventaires descriptifs, typologies rigides et peu stimulantes, tableaux comparatifs visant exclusivement à montrer une évolution logique, régulière et reconfortante. A se demander si les publications ne sont pas destinées à prouver que la fouille et l'étude ont été correctement réalisées puisque les résultats correspondent à ceux publiés précédemment. En faisant paraître des livres d'inventaires de quincaillerie, certains archéologues oublient l'homme qui a créé et utilisé ces outils. Dieu merci! A.-M. et P. Pétrequin ne font pas partie de cette catégorie: ils ont donné, au contraire, une nouvelle image des sociétés néolithiques, plus dynamique, plus vivante, et avec une large ouverture d'esprit.



Un reproche toutefois à ce dernier ouvrage: si les auteurs expliquent clairement qu'il s'agit d'une approche ethnoarchéologique et insistent sur le fait qu'on ne saurait passer directement de l'observation ethnographique aux données archéologiques, nous sommes surpris de constater qu'eux-mêmes tombent dans le piège! Pour mieux convaincre le lecteur, ils mêlent souvent hypothèses archéologiques et observations ethnographiques, sans toujours bien distinguer la part des choses. Le non-spécialiste se laissera facilement convaincre, car il faut reconnaître que le texte est fort agréable à lire et que l'ouvrage est bien illustré. Nous regrettons que, par enthousiasme probablement, A.-M. et P. Pétrequin se soient laissés emporter par des interprétations trop hâtives et parfois maladroites. Que reprochons-nous au «Néolithique des lacs»? Un texte trop superficiel, utilisant des données partielles pour prouver des faits qui ne sont en réalité nullement démontrés.

Citons quelques exemples. «L'arc est alors connu en des dizaines d'exemplaires dans les villages lacustres: grands arcs pour adultes, longs de 1,5 à 1,7 m; petits arcs de 80 à 90 cm, retaillés dans de longs arcs brisés, pour l'exercice des enfants» (p. 101). S'il existe réellement autant d'arcs néolithiques complets, nous serions très heureux de les connaître! Un peu plus loin: «Très tôt, le Horgen pratique une métallurgie du cuivre...» (p. 119). A notre connaissance, aucune pratique de métallurgie n'a jamais été mise en évidence sur un gisement Horgen. Les auteurs ont probablement voulu dire: les populations de la civilisation de Pfyn...

«Pour rendre habitable l'espace villageois, on a recouvert d'écorces et de branches tout le sol autour des maisons, pour pouvoir se déplacer sans problèmes et relativement au sec» (p. 138). Comme l'ont montré à plusieurs reprises sédimentologues, botanistes et archéologues, la présence de végétaux, autour des maisons, a bien souvent une origine naturelle (apport dû aux transgressions lacustres) et il n'est pas possible de reconnaître un aménagement volontaire de la part des Néolithiques.

Un peu plus loin, en évoquant le Néolithique final I, on lit ceci: «Dans cette forêt, le chêne se raréfie, au bénéfice des espèces de lumière et du hêtre, qui connaît maintenant un singulier développement, car il est favorisé par les abattages et par un refroidissement progressif du climat» (p. 146). On trouve dans cette seule phrase une suite d'hypothèses téméraires, très discutables, qui mériteraient une plus grande prudence, principalement celle du «refroidissement progressif du climat» vers 3000 avant J.-C.

Les auteurs poursuivent à la page suivante: «Pour H. Richard, qui a étudié une colonne de prélèvements sur le Petit Lac de Clairvaux, les défrichements brefs et les longues jachères-forêt du Néolithique moyen II apparaissent dans les diagrammes polliniques sous la forme de petits pics successifs, et nettement séparés, de pollens de céréales et de plantes rudérales» (p. 147). Une colonne n'est pas représentative d'une région et ne permet en aucun cas une généralisation dans le domaine de l'environnement à cette époque. De plus, si nous nous reportons à la figure de la page 144, le diagramme présenté ne semble pas du tout appuyer cette hypothèse!

Concernant le bétail, A.-M. et P. Pétrequin écrivent: «Au Néolithique final I, [...], le cochon n'est pas parqué dans le village» (p. 156). Pourquoi pas? Dans certains villages d'Afrique occidentale où j'ai personnellement séjourné, le porc domestique circule librement entre les cases, sans enclos. Ces animaux venaient même, sans en demander la permission, partager ma nourriture, le soir, devant la case, au grand mécontentement des indigènes qui leur envoyaient un coup de pied pour les éloigner, en lançant quelques jurons!

Quant à l'attribution du travail de la céramique au sexe féminin, interprétation basée sur «les dimensions réduites des em-

preintes digitales et de traces d'ongles» (p. 222), nous restons très sceptiques. Pour avoir organisé nous-mêmes des journées d'archéologie expérimentale, nous défions quiconque de distinguer, sur la base des quelques dizaines de poteries montées à la main et décorées au doigt, qui, de nos collaboratrices, de nos collaborateurs, ou des enfants qui ont mis la main à la pâte, sont les auteurs de tel ou tel vase.

Malgré quelques défauts, il se dégage toutefois de cet ouvrage un esprit frais et positif qui va dans le sens d'un renouvellement de la recherche du Néolithique. Nous avons par exemple beaucoup apprécié les photographies et les encadrés traitant des techniques en Irian-Jaya (Indonésie), les considérations ethnographiques étant, dans ce cas, bien séparées des interprétations archéologiques.

Après le remarquable «Habitat lacustre du Bénin, une approche ethno-archéologique» (1984), rédigé par les mêmes auteurs, de «Gens de l'eau, gens de la Terre, ethno-archéologie des communautés lacustres» (1984), qui était déjà un ouvrage destiné à un large public, puis de «Les sites littoraux néolithiques de Clairvaux-les-Lacs» (1986), excellent ouvrage écrit sous la direction de P. Pétrequin par et pour des spécialistes des gisements lacustres, nous ne comprenons pas très bien la raison de la parution du «Néolithique des lacs» (1988), qui reprend (mis à part les observations concernant la Papouasie) et de manière moins heureuse, pratiquement tout ce qui avait déjà été dit précédemment.

Denis Ramseyer

Gilles Gaucher: *Peuples du Bronze. Anthropologie de la France à l'âge du Bronze, 1900–800 avant J. C.* Collection «La mémoire du temps». Hachette, Paris 1988.

Ce volume épais mais typographiquement très aéré, écrit, qui plus est, dans une langue agréable et facile à lire, ne prétend en aucune façon donner un panorama «historique» de la France à l'âge du Bronze. Comme l'indique assez clairement le sous-titre, l'auteur, pour reprendre ses propres termes, entend plutôt «parler des groupes humains, de leurs convictions, de leurs structures et de leurs activités». Les titres des 16 chapitres montrent en effet que tous les thèmes principaux sont abordés: les premières recherches (16 p.); contemporanéités et successions (12 p.); cultures et datations (18 p.); les aspects de la nature (20 p.); les premières métallurgies (18 p.); les dépôts (21 p.); l'alimentation (21 p.); les techniques de fabrication (23 p.); transports et échanges (24 p.); les habitats (20 p.); l'utilisation des grottes (31 p.); les tumulus (26 p.); les champs d'urnes (26 p.); les croyances et l'art (26 p.); les hommes et les sociétés (20 p.); structures sociales et événements (19 p.). Une conclusion de 3 p. et une bibliographie de 246 titres, groupés par chapitres, closent l'ouvrage. L'auteur ne s'est pas seulement préoccupé d'établir le catalogue des faits archéologiques. Il s'est également efforcé d'expliquer et de critiquer bien des raisonnements ou types de raisonnements couramment utilisés en archéologie. Insuffisant, de par sa conception même, dans son appareil documentaire et dans sa partie illustrée, le livre ne semble pas être destiné en premier lieu aux spécialistes mais plutôt aux «honnêtes gens». Ce qui ne l'empêchera pas d'être de lecture très utile à tout archéologue.

Valentin Rychner

V. Rychner: *Auvernier 1968–1975. Le mobilier métallique de la Bronze finale. Formes et techniques. Avec un appendice de Heinz Lüthy et Rex Pressl-Wenger.* Cahiers d'archéologie romande 37. Auvernier 6. Lausanne 1987. 198 S., 65 Abb., 35 Taf., 3 Faltbeilagen.

Valentin Rychner hat mit dieser Vorlage des metallischen Fundgutes der Ausgrabungen von Auvernier ein Zeichen gesetzt. Bereits das Inhaltsverzeichnis macht klar, wo der Autor den Schwerpunkt seiner Arbeit sehen will: Die Spektralanalysen wurden der Präsentation des Fundstoffes vorangestellt. Rund ein Viertel des gesamten Umfangs des Werkes nimmt die Metallurgie ein, mit kommentierten Analysen, Statistik, Beiträgen von Spezialisten zu den Gussformen und zur Metallographie.

Nebst der umfangreichsten Vorlage von Metallanalysen einer schweizerischen Fundstelle ist der vorliegende Auvernier-Band mit 132 Analysen von 10 Hauptelementen auch die erste grössere Publikation in unserem Lande, in welcher der archäometallurgische Ansatz von Anbeginn festgelegt wurde und nicht die Metallanalysen in einem isolierten Appendix ihr unkommentiertes Dasein fristen.

Der Aufbau ist klar und übersichtlich. Auf eine kurze Einleitung folgt die Geschichte der Ausgrabungen Auvernier Nord und Auvernier Brena. Sie zeigt die im Vergleich zu den Seeufergrabungen der achziger Jahre weniger entwickelte Grabungsmethode. Um so verdienstvoller ist die detaillierte Darstellung und Aufarbeitung des Fundstoffes im Kapitel, welches an die Spektralanalysen anschliesst. Jede Fundgattung wird einzeln diskutiert und jeweils mit der Beurteilung der zugehörigen Analysen bereichert. Dies ist sicher die richtige, dem Konzept des Werkes entsprechende Anordnung. Eine deutsche und eine englische Zusammenfassung, ein Ortsnamenregister und die bis 1986 nachgeführte Bibliographie schliessen den Textteil ab. Im Anhang werden die vollständigen Analysentabellen mit der statistischen Klassifizierung sowie die Beiträge von M. Maggetti und F. Schweizer zu den Gussformen aufgeführt. Der Katalog und die 35 Tafeln mit Zeichnungen und Photos machen fast einen Drittel des Bandes aus; der Leser weiss die Literaturhinweise, Konkordanzen und Angaben zu Massen und Gewichten zu schätzen. Den Abschluss bildet ein Kapitel mit der Metallographie einiger Bronzeobjekte von Auvernier. Der verständliche Text und die guten schwarzweiss Photos geben eine willkommene Einführung in die Metallurgie und ihre Anwendung auf die Archäologie. Drei Faltblätter mit den Clustern der Elementanalyse, getrennt nach Sn/Pb, As/Sb/Ni/Co und der Kombination dieser sechs Elemente sind dem Band beigelegt.

Chronologische, kulturelle und vergleichende Aspekte werden vom Autor abgekürzt behandelt, da er auf sein Werk von 1979 verweisen kann. Dementsprechend hat sich auch der Rezensent auf den technologischen Teil konzentriert. Rychner warnt gleich zu Beginn, dass das Manuskript anfangs 1984 abgeschlossen wurde und bis Ende 1986 entscheidende Fortschritte in der Beurteilung archäometallurgischer Daten erzielt wurden. Daher ist dem Kapitel Spektralanalysen ein «Addendum 1986» beigelegt.

Als Einleitung in die Problematik der Metallanalysen könnten die Resultate des Ringversuches mit sieben Labors für den Archäologen gleich erschreckend wirken. Die Versuchsanordnung war allerdings nicht optimal, erwähnt doch der Autor, dass die jeweiligen Labors die Probeentnahme selbst durchführten und somit dieser erste wichtige Schritt kaum einheitlich erfolgte und schwer nachvollziehbar ist.

Den Absolutheitsanspruch an Materialanalysen stellt aber auch nur die Archäologie; Naturwissenschaftler sind da wohlweislich zurückhaltender. Der Tatsache, dass Resultate ver-

schiedener Labors z. B. zwischen 8,4 und 9,2% Zinn oder 4 und 5,7% Blei streuen können, muss die statistische Auswertung Rechnung tragen.

Dazu ist die Clusteranalyse, wie sie der Autor anwendet, sehr wohl geeignet, nicht jedoch das Diagramm von Waterbolk und Butler (Fig. 4). Dieses setzt zu starre Grenzen und vermittelt dem Archäologen eine falsche Sicherheit, da gerade metallurgisch wichtige Bereiche bei den einen Elementen (Zinn) verwischt und bei andern (Zink) unwichtige Bereiche übermässig betont werden.

Anschliessend an die Besprechung der Clusteranalyse führt der Autor die wichtigsten Fragen der Rohstoffherkunft auf. Woher Kupfer, Zinn und Blei der Bronzen von Auvernier stammen, ist völlig offen; es gelingt Rychner jedoch, überzeugend darzustellen, dass die postulierte Herkunft des Kupfers aus dem Wallis als tragfähige Arbeitshypothese dienen kann.

An die Adresse der Ausgrabungspraxis geht der wichtige Hinweis, dass Zinnerz, wie es erwiesenermassen direkt der Kupferschmelze beigegeben werden kann, auf Grabungen unbeachtet, weil nicht identifizierbar, bleibt.

Im «Addendum 1986» werden Verbesserungen an der statistischen Auswertung der Analysen aufgezeigt und «Kalibrierungen» von Analysen rückgängig gemacht. Der nicht metallurgisch geschulte Archäologe könnte sich hier streckenweise allein gelassen fühlen, besonders mit Aussagen wie: «...les vraies valeurs semblent devoir se situer à peu près à mi-chemin entre celles des deux laboratoires.» Die Schlussfolgerung jedoch ist unumstösslich, dass das Material von Auvernier vorwiegend durch die Metalltypen Sb>As>Ni>Co und Sb>As=Ni>Co charakterisiert ist und als solches in seiner «inneren Typologie» sehr gut mit der dendrochronologischen Datierung übereinstimmt.

Als Einleitung zur Materialvorlage dienen Beobachtungen zu Korrosionserscheinungen (mit ausgezeichneten Farbabbildungen) an den Bronzen von Auvernier. Diese Hinweise auf eine mögliche Verknüpfung von Metallbearbeitung und Korrosionsart sind äusserst wichtig.

Es bleibt zu hoffen, dass sich in Zukunft Archäologen, Konservatoren, Chemiker und Metallurgen gemeinsam mit diesem Phänomen beschäftigen werden.

Spezielle Erwähnung verdienen die genauen Untersuchungen der Herstellungs- und Bearbeitungstechniken an den Bronzeobjekten. Selbst die Mühe für Röntgenaufnahmen wurde nicht gescheut. Wenn je der Arbeit der bronzezeitlichen Handwerker auf die Spur gekommen werden kann, dann nur durch solche vorbildliche Detailarbeit. In einzelnen Fällen hätte der metallurgische Faden vom Autor ruhig herzhaft weiter gesponnen werden dürfen:

Die schüchterne Frage, warum wohl der Bronzegiesser so viele Vasenkopfnadeln im Überfangguss herstellte, wenn es doch viel einfacher war, sie ganz zu giessen, erlaubt durchaus eine technologische Antwort: Dieser Befund belegt ein «Recycling» von alten, aus der Mode geratenen Nadeln und von Nadelschäften mit abgebrochenem Kopf. Damit kann gleich noch das Fehlen von Nadeln im Brucherzhort und die Verschiedenartigkeit der Verzierungen am Nadelschaft erklärt werden. Die unmittelbare Folgerung für den metallurgisch Interessierten ist natürlich, dass jetzt auch Nadelköpfe und nebst den 5 bisherigen möglichst viele Nadelschäfte analysiert werden müssten.

Die Armbänder werden einer eingehenden Form- und Verzierungsanalyse unterzogen. Man vermisst hier das Einfließen der metallographischen Untersuchungen durch die Spezialisten in den Text Rychners. Gerade der Armring 6/4 hätte mit Querverweisen von S. 50/51 und S. 193, also dem Ineinandergreifen von makroskopischer und mikroskopischer Materialbeschreibung,

als Musterbeispiel für die metallurgische Hilfeleistung an den Archäologen dienen können.

Bei den Phaleren darf ebenfalls ein auf archäologischen Befunden beruhender Faden aufgegriffen und zu Ende gesponnen werden: Es braucht nicht zu erstaunen, dass sich die Phaleren in der chemischen Zusammensetzung klar von den gehämmerten Armbändern unterscheiden. Da Phaleren offensichtlich nicht Gegenstände des täglichen Gebrauchs waren, dürfen sie auch «weniger kontrollierte» Materialzusammensetzungen und eventuell schlechtere Eigenschaften aufweisen.

Die Metallographie hätte auch weiterhelfen können bei der Beurteilung der «anachronistischen» Beile aus reinem Kupfer. Wenn schon die Frage offen bleiben muss, ob der «Bronze»-Giesser den Zinnzuschlag einfach vergessen hat (prähistorische Montagsarbeit?), kann die Metallographie doch aufzeigen, ob wenigstens der Kupferguss gelang und ob dessen Materialeigenschaften auch optimal ausgenutzt wurden (anhand von Härteprüfungen an der Schneide). In diesem Zusammenhang fällt auf, dass am Beil 28/15 keine Elementanalyse, jedoch Metallographie durchgeführt wurde. Vom Standpunkt des Museumskurators aus gesehen ist es klar, dass lieber ein nichtssagendes Fragment als ein schönes Ausstellungsobjekt zur Beprobung freigegeben wird. Die archäometallurgische Forschung wird auch in dieser Richtung noch einen weiten Weg zurücklegen müssen.

Als letzte metallische Fundgattung sind die Gusskuchen und Gussreste aufgeführt. Diese «Abfälle» sind generell selten in unseren Seeufersiedlungen, stellen aber zusammen mit den Gussformen die wichtigsten Informationsträger der Metallverarbeitung dar. Eine vollständige metallanalytische Bearbeitung dieser Funde wäre daher wünschenswert, zumal das paneuropäische Phänomen ihrer niedrigen oder gar fehlenden Zinnlegierung noch nicht schlüssig behandelt worden ist.

Zusammenfassend kann versichert werden, dass es dem Autor gelungen ist, mit seiner überzeugenden Arbeit und der Pflege des Details der archäometallurgischen Forschung in der Schweiz den Weg zu weisen und neue Perspektiven zu eröffnen. Das grosse Verdienst des Werkes liegt darin, dass es von einem Archäologen für Archäologen geschrieben wurde und die Bronzen von Auvernier deshalb alle Chancen haben, für die schweizerische Spätbronzezeit nicht nur als «ensemble de référence bien daté», sondern auch als «bien analysé» zu dienen.

Walter Fasnacht

Franz Fischer, Bernhard Bouloumié und Charles H. Lagrand: *Hallstatt-Studien. Tübinger Kolloquium zur westeuropäischen Hallstattzeit*. Quellen und Forschungen zur prähistorischen und provinzialrömischen Archäologie Bd. 2. Acta Humaniora. VCH Verlagsgesellschaft mbH. Weinheim 1987. 88 S., 49 Abb.

Im Band sind drei Beiträge des Kolloquiums vom 14./15. Oktober 1980 anlässlich des 70. Geburtstages von W. Kimmig gesammelt.

F. Fischer, *Der Westkreis der Hallstattkultur im Überblick*.

In diesem Aufsatz gibt F. Fischer eine gute Einführung in die Hallstattzeit nördlich der Alpen. Er wendet sich dabei an Nicht-Hallstatt-Fachleute, vor allem klassische Archäologen, gibt auch einen Überblick über die neuere Forschung. Die Ausführungen sind, dem Rahmen des Kolloquiums entsprechend, ziemlich allgemein gehalten mit etwas breiteren Ausführungen zur Heuneburg, dem Hohenasperg, dem Mont Lassois und den umliegenden Grabhügeln.

B. Bouloumié, *Die Rolle der Etrusker beim Handel mit etruskischen und griechischen Erzeugnissen im 7. und 6. Jh.v. Chr.* Der Beitrag betont die Bedeutung der Etrusker beim Handel von südlichem Importgut in das Gebiet nördlich der Alpen. Dabei wird gezeigt, dass die Etrusker wohl eine wichtigere Rolle spielten, als allgemein angenommen wird. So belieferten sie bis weit ins 6. Jh. auch das südfranzösische Gebiet, bis Marseille stark genug wurde, das Rhonetal für fremde Händler zu sperren. Der Autor legt dar, wie der Export von mittelmeerischen Luxusgütern in den Norden zur Hauptsache über die Alpenpässe stattgefunden haben muss. Von Marseille aus erfolgte dagegen der Vertrieb südfranzösischer Keramik (wie der grauen phokäischen Ware) und massaliotischer Amphoren, die nur in seltenen Fällen weiter in den Norden gelangten. Verteilungskarten griechischer Keramiken im Gebiet um Marseille sind dem Aufsatz beigelegt.

Ch.H. Lagrand, *Die frühe Eisenzeit im Südosten Frankreichs*. Der Beitrag behandelt die südfranzösische bemalte Späthallstattkeramik. Er gibt zuerst einen kurzen Überblick über die Keramik der älteren Eisenzeit in Südwestfrankreich und stellt in der Folge eine Reihe von Fundstellen mit bemalter Keramik vor, von denen diejenige vom oppidum Saint-Marcel, Le Pègue durch ihre Reichhaltigkeit besonders auffällt.

Alle drei Aufsätze zeigen interessante Gedanken und gutes Material, doch bleibt am Ende der Lektüre der Wunsch nach mehr Information und detaillierter Behandlung der aufgeworfenen Fragen. So wäre z. B. im Aufsatz von Ch.H. Lagrand ein breiter Vergleich der südwestdeutschen Hallstattkeramik mit derjenigen vom Rhonetal von grossem Interesse, gerade im Hinblick auf die vom Autor postulierte Beeinflussung des südfranzösischen Gebietes durch den nordalpinen Hallstattkreis.

Irmgard Bauer

*Trésors des princes celtes. Galeries nationales du Grand Palais, 20 octobre 1987–15 février 1988.* Editions de la Réunion des Musées nationaux. Paris 1987. 266 p., 364 fig.

Mise sur pied par Jean-Pierre Mohen, Alain Duval et Christiane Eluère, respectivement conservateur en chef et conservateurs au Musées des antiquités nationales de Saint-Germain-en-Laye, l'exposition avait pour thème central les sépultures princières des «Celts anciens» des périodes Hallstatt D et La Tène A en France (Marmesse, Magny-Lambert, La Côte-Saint-André, Sainte-Colombe, Mercey, Apremont, Gurgy, Einsisheim, Ohnenheim, Conliège, Vix, La Motte-Saint-Valentin), en Allemagne (Hirschlanden, Hochdorf, Klein Aspergle), en Autriche (Hallstatt/tombe 507, Strettweg, Hallein/Dürrenberg, tombe 44), en Suisse (Grächwil) et au Luxembourg (Altrier). Entre deux chapitres d'introduction (Les Celtes anciens, par J.-P. Mohen, A. Duval et Chr. Eluère) et un chapitre de conclusion (Des Celtes anciens aux Celtes historiques: l'expansion, par A. Duval), le noyau de l'ouvrage est naturellement consacré aux deux cent quarante-et-un objets exposés et aux vingt sites dont ils proviennent. Le catalogue des objets, qui sont tous illustrés, est complet, site par site, par un ou plusieurs articles signés des meilleurs spécialistes – trente au total – des cinq pays concernés. Si la France est la mieux représentée en sites (12) et en objets (100), c'est la sépulture wurtembergéoise de Hochdorf, prétexte de l'exposition, qui constitue le véritable centre de gravité de l'ouvrage (55 objets, 8 articles, 94 pages). Evidemment, les ensembles ou les objets les plus fameux présentés à Paris ne sont pas précisément des nouveautés. Il sont bien connus, publiés, et ont été, pour une bonne part, montrés à travers toute l'Europe, dans le



cadre d'expositions parfois récentes. Mais ce catalogue présente aussi des découvertes plus neuves (les cuirasses de Marmesse, la nécropole de Gurgy), dans certains cas inédites, ainsi que des études renouvelées concernant d'anciennes trouvailles (Apremont, en particulier, mais aussi les analyses du mobilier métallique de Vix). C'est un des ses intérêts. Un autre est de regrouper dans le même ouvrage les principaux ensembles celtiques anciens de France. Un troisième, pour les archéologues francophones, est d'être écrit en français et de faciliter ainsi l'accès à des ensembles autrichiens et allemands, en particulier au monument de Hochdorf. Matériellement, l'ouvrage est de présentation élégante. Son illustration exhaustive, souvent de haute qualité, en rend la consultation très attrayante. Le texte n'est cependant pas dépourvu de fautes ou de coquilles, dont les auteurs, souvent traduits, ne sont pas toujours responsables. Signalons, par exemple, l'orthographe du nom de lieu bernois de Grächwil, auquel il est systématiquement ajouté un deuxième l. Dans la notice consacrée à ce tumulus (p. 244), la dimension de 90 m se rapporte évidemment à la circonférence du monument et non pas à son diamètre! Deux pages plus loin, le nom de Sparte est agrémenté deux fois d'un s final superflu. Nous n'en avons pas fait le catalogue exhaustif, mais il est certain que ces erreurs n'amoinissent pas la valeur générale de l'ouvrage. En résumé, «Trésors des princes celtes» est à considérer comme un document très utile et bien fait, qui rendra les plus grands services à tout protohistorien.

*Valentin Rychner*

*W. Drack und R. Fellmann: Die Römer in der Schweiz.* Konrad Theiss Verlag, Stuttgart/Raggi-Verlag, Jona SG 1988. 646 S., 536 Abb.

Nach mehreren Bänden mit dem Titel «Die Römer in ...», in denen die Ergebnisse der provinzialrömischen Forschung in verschiedenen deutschen Bundesländern vorgestellt werden, hat nun der deutsche Verlag in Zusammenarbeit mit einem schweizerischen Verlag ein Buch über «Die Römer in der Schweiz» herausgebracht. Auch dieser Band besteht aus zwei Teilen, einem ersten von R. Fellmann verfassten allgemeinen, der Geschichte, Zivilisation, Kultur und Religion der Schweiz in römischer Zeit beinhaltet, und einem zweiten von W. Drack verfassten topographischen Teil, in dem die archäologischen Fundstätten und Einzelfunde (ausserhalb der Museen) beschrieben werden.

Zum ersten Teil: In den ersten drei Kapiteln werden die historischen Ereignisse seit der Eroberung in augusteischer Zeit bis ins 3. Jahrhundert behandelt. Es folgen sieben Kapitel über Strasse und Verkehr, die Siedlungen, tägliches Leben und Umwelt, Handel, Handwerk und Gewerbe, Kunst und Kunstgewerbe, Religion, Gräber und Bestattungssitten. Abgeschlossen wird diese Übersicht mit einem Kapitel über die Spätantike, in dem Geschichte und Kultur, also alle Themen, die in den bisherigen Kapiteln getrennt behandelt worden sind, zusammengefasst werden. Ist es berechtigt, die Spätantike abgesondert von den vorangegangenen Epochen zu besprechen? Insbesondere, da, wie der Autor selbst bemerkt (S. 276), der Beginn der Spätantike nicht eindeutig mit einem bestimmten Zeitpunkt umschrieben werden kann. So werden die Entwicklungsstränge, die von der mittleren Kaiserzeit zur Spätantike führen, unterbrochen, statt sichtbar gemacht. Es fehlt ein Kapitel über Staat und Gesellschaft. Ein Abschnitt über Verwaltung und politische Organisation findet sich als Einschub (S. 61ff.) innerhalb der Militärgeschichte. Weiteres zur Gesellschaft erscheint bei der Beschreibung des täglichen Lebens (S. 139f.). Vermisst wird ein Kapitel

über das Verhältnis zwischen der einheimischen, keltischen Tradition und der sie überlagernden römischen Kultur. Einige Bemerkungen dazu sind bei der Behandlung der Religion (S. 220ff.) zu finden.

In den Kapiteln zur Kulturgeschichte gelingt es R. Fellmann dank seiner profunden Kenntnis der antiken Literatur, der Inschriften und der provinzialrömischen Archäologie ein umfassendes und teilweise ausserordentlich lebendiges und farbiges Bild der Schweiz in römischer Zeit zu zeichnen (z.B. Thermen S. 116ff.). Weniger befriedigend fallen jedoch die Kapitel zur Geschichte aus. An historischen Quellen (antike Autoren, Inschriften) liegen zur Geschichte der Römer in der Schweiz nur wenige vor. Die römische Geschichtsschreibung ist bekanntlich ganz auf den Kaiser ausgerichtet, die Provinzen interessierten nur in diesem Zusammenhang. Die Überlieferung ist überdies sehr fragmentarisch und vom Zufall abhängig, so dass eine Geschichtsschreibung aufgrund so gearteter Quellen anekdotisch und zufällig bleibt. Die Geschichte ist fast ausschliesslich zur reinen Militärgeschichte geworden. Die so zustande gekommene Darstellung hebt sich in einem Mass vom einstigen Geschehen ab, dass diese Diskrepanz vom Autor hätte diskutiert werden müssen. Ihm ist zugute zu halten, dass das Problem, wie Geschichte römischer Provinzen dargestellt werden kann, bisher in keinem Handbuch gelöst worden ist. Problematisch ist auch, dass der Autor oft nicht klar zwischen historischer Forschung und Archäologie trennt, was zu Zirkelschlüssen führen kann. So erweckt er den Eindruck, dass archäologische Ergebnisse die historische Überlieferung bestätigen. In Tat und Wahrheit werden archäologische Phänomene jedoch mit Hilfe historischer Überlieferung absolut datiert. Die Deutung der archäologischen Befunde ist in dieser Hinsicht von der Historie abhängig. So etwa wird der Wechsel von Latène D1 zu D2 (S. 16) mit dem Auszug der Helvetier im Jahre 58 v. Chr. in Zusammenhang gebracht, er datiert nicht von sich aus in diese Zeit. Ähnliches gilt für das Fundgut, das mit dem Ende der keltischen Oppida (S. 29), mit der römischen Eroberung (S. 24f.) oder mit den Alamanneneinfällen (S. 79) in Verbindung gebracht wird. Der Autor verschleiert teilweise auch die tatsächliche archäologische Quellenlage. Etwa, wenn er die Schatzfunde des mittleren 3. Jahrhunderts von Winterthur-Lindberg, Wettingen, Widen und Obfelden-Lunnern für jeden der drei überlieferten Alamanneneinfälle von 233 (S. 72, Abb. 38), 254 (S. 74) und 260 (S. 76, Abb. 39) sowie für kriegerische Ereignisse in der Regierungszeit des Aurelian (Abb. 45) als Beleg anführt, ohne explizit zu sagen, dass sie zwar bei jedem dieser Ereignisse hätten vergraben werden können, jedoch nur einmal! So wird eine Dichte an vergrabenen Depots vorgespiegelt, die nicht den Tatsachen entspricht.

Zum zweiten Teil: Gemäss Vorwort haben folgende Kriterien zur Auswahl der von W. Drack beschriebenen Fundplätze geführt: Es sollen die bedeutendsten Fundstellen und Funde sein, und es soll eine Neubearbeitung der hiesigen römischen archäologischen Forschungsergebnisse sein, die sich aufdränge, nachdem die Rettungsgrabungen, die wegen der hektischen Bautätigkeit seit den sechziger Jahren erfolgten, so viele Baureste und eine so grosse Zahl an Neufunden zutage gefördert hätten. Der Autor wird diesem Anspruch jedoch kaum gerecht. Viele wichtige und neuere Ausgrabungen, von denen schon ausführliche Vorberichte veröffentlicht sind, werden nicht erwähnt. Hingegen sind Fundstellen aufgenommen, deren Datierung in römische Zeit keineswegs gesichert ist (z.B. Erschwil SO, s. unten).

Im folgenden wird die Auswahl der Fundplätze anhand der römischen Fundorte des Kantons Solothurn überprüft. W. Drack hat 14 altbekannte Fundstellen aufgenommen. Die Strassenspuuren von Erschwil (S. 391) können nicht als römisch gelten, sie



sind nicht datiert. Von einem spätrömischen Kastell in Altreu bei Selzach (S. 506) fehlt bis heute jede Spur. Literaturangaben zu einzelnen Fundstellen sind unvollständig. So fehlen folgende Publikationen: – zu Äschi (S. 319): Jb. f. Soloth. Gesch. 17, 1944, 93–107; 18, 1945, 227–229; – zu Gretzenbach (S. 407): HA 31, 1977, 87–89. Andererseits werden Forschungen erwähnt, die unbekannt sind. So eine anscheinend «eingehende Untersuchung» der Kastellmauer in Olten 1985/86 (S. 461). Auf dem spätrömischen Refugium Grosser Chastel bei Lostorf (S. 434) kamen nicht nur 39 Münzen (nicht 35), Ziegelfragmente und Bronzebeschläge zum Vorschein, sondern auch viele römische Scherben. In Solothurn (S. 510ff.) fanden sich wesentlich mehr als 15 Inschriften (vgl. CIL XIII), die heute zum Teil verschollen sind.

Von vielen nicht erwähnten Fundstellen sind mit Angabe lediglich der neusten, weiterführenden Literatur die wichtigsten zu nennen: die Gutshöfe von Bellach-Franziskanerhof (JbSGUF 66, 1983, 274–275), Bellach-Mannwil (Jb. f. Soloth. Gesch. 48, 1975, 217–229), Biberist-Spitalhof (JbSGUF 69, 1986, 199–220), Breitenbach-Schlismattägerten (JbSGUF 57, 1972/73, 298–300), Flumenthal-Attisholz (JbSGUF 57, 1972/73, 310), Hofstetten-St. Johannes (Arch. d. Kt. Solothurn 5, 1987, 7–31), Langendorf-Kronmatt (Arch. d. Kt. Solothurn 2, 1981, 21–37), Laupersdorf-Chilchenfeld (JbSGUF 57, 1972/73, 318–321), Lohn-Sonnenbergstrasse (Arch. d. Kt. Solothurn 2, 1981, 11–19) sowie die wichtige Siedlung Holderbank-Wässermatten (AS 4, 1981, 57–61) am Oberen Hauenstein.

Ein Blick über die Kantonsgrenzen hinaus bestätigt leider, dass andere Gebiete nicht sorgfältiger bearbeitet worden sind. Ist der Autor an der Fülle des Materials gescheitert? Für den Band «Die Römer in Baden-Württemberg», der sogar ein etwas kleineres Gebiet abdeckt, wurde der topographische Teil von 27(!) Autoren und Autorinnen zusammengestellt. Für eine allfällige Neuauflage ist den Verlagen jedenfalls zu empfehlen, auch für die Schweiz auf das bewährte Vorgehen zurückzugreifen und den topographischen Teil durch ein Autorenteam überarbeiten zu lassen.

Zum Schluss folgt ein Anhang mit den Anmerkungen zum ersten Teil, der Zeittafel, den Listen der Inschriften ausserhalb der Museen, der Meilensteininschriften, der lateinischen Ortsnamen und geographischen Bezeichnungen, der überlieferten lateinischen Ortsnamen, der Museen mit römischen Funden, mit dem Literaturverzeichnis, den Namen-, Sach- und Ortsregister sowie dem Bildnachweis. Die Abbildungen sind im allgemeinen gut, die graphische Gestaltung angenehm.

Es ist schade, dass ein als Handbuch über die Schweiz in römischer Zeit angelegtes Werk mit einem besonders was die Kultur betrifft sehr informativen und anschaulichen ersten Teil an Wert verliert durch den unsorgfältig zusammengestellten topographischen zweiten Teil.

Caty Schucany

*K. Roth-Rubi und H. R. Sennhauser: Römische Strasse und Gräber. Verenamünster Zurzach, Ausgrabungen und Bauuntersuchung 1 (1987). Mit Beiträgen von V von Gonzenbach und Gerd G. König. 114 S., 124 Abb. und Pläne.*

In den Jahren 1975 und 1976 fanden in Zurzach anlässlich der Restaurierung der Kirche St. Verena unter der Leitung von H. R. Sennhauser eingehende archäologische und baugeschichtliche Untersuchungen im Kircheninnern statt. Diese Arbeiten erbrachten reiche archäologische Funde, deren Bearbeitung seit einiger Zeit im Gange ist. Der vorliegende Band präsentiert nun die älteste Periode: Die römische Strasse und die Gräber der früheren bis späten Römerzeit.

H. R. Sennhauser verfasste die einleitenden Kapitel (Grabungsgeschichte, Befunde und Stratigraphie, Exkurs zu anderen Römerstrassen S. 22ff.). Im Bereich der Verenenkirche konnte der gewachsene Boden nicht überall, aber doch an den wichtigen Punkten erreicht und die Stratigraphie abgeklärt werden, die das Längsprofil Abb. 124 und sein zentraler Ausschnitt Abb. 4 verdeutlichen. Im gewachsenen Lehm fand sich als Unterlage der Strasse eine Kiesrollierung und darüber eine erste, ca. 4.7 m breite Kiesschüttung mit zwei kleinen Strassengräben. Diese erste, offenbar eine gewisse Zeit benutzte schmalere Strasse wurde bei einer(?) späteren Aufschüttung verbreitert, doch scheint der Strassenrand beidseitig stark verschliffen zu sein. Nach dem steingerechten Plan Abb. 123 zeichnet sich eine Breite von 7.5–8 m ab (womit Grab 140 ausserhalb der Strasse zu liegen kommt; vgl. dagegen u. a. Abb. 122). An einigen Stellen sind Überschwemmungssedimente zu beobachten. Ein eigentliches Gehniveau ausserhalb der Strasse wurde offenbar nicht gefunden.

Vor allem östlich der Strasse kamen in unterschiedlicher Dichte über 50 Brandgräber zutage. Ausserdem werden der römischen Phase aufgrund von stratigraphischen Beobachtungen, zweimal aufgrund von Beigaben, 17 Körpergräber von Erwachsenen und Kindern zugerechnet. Im 5. Jahrhundert (S. 22) wurde der erste Bau der Verenenkirche errichtet, der hier wie die (auf dem Plan nicht eingetragenen) sicher oder wahrscheinlich zeitgleichen und späteren Bestattungen noch nicht behandelt wird. Hingegen erscheint auf den Abb. 120 und 123 eine Gruppe NW-SO gerichteter beigabenloser Körpergräber, die aufgrund ihrer Orientierung den spätantiken Bestattungen zugewiesen werden (s. u. Gräberschicht IV).

Die römischen Brandgräber fanden sich mehrheitlich in einer schwarzen, asche- und kohlehaltigen und mit verbrannten Scherben und Knochen durchsetzten Schicht (Schicht 187), manchmal bis in den gewachsenen Boden eingetieft.

Aufgrund der Befunde und Auswertungen unterscheiden die Bearbeiter 4 Gräberschichten (S. 32.47ff.):

- I. Gräber seit dem letzten Viertel des 1. Jahrhunderts (dazu s. aber unten)
- II. Gräber des 2. und 3. Jahrhunderts
- III. Gräber des 4. Jahrhunderts
- IV. NW-SO gerichtete Körpergräber

In ihrem Beitrag (S. 37–121), der das Kernstück des Bandes bildet, legt K. Roth-Rubi den bereits 1978 abgeschlossenen Katalog und die Wertung der Gräber und der Einzelfunde aus Schicht 187 vor. Listen des Fundmaterials (S. 37f.) und der Grabausstattungen (S. 57f. 62ff.) geben eine rasche Übersicht über die 52 Brand- und 17 dieser Epoche zugewiesenen Körpergräber. B. Kaufmann bearbeitete die Leichenbrände und Skelette. Schade, dass vom Anthropologen nur die Alters- und Geschlechtsbestimmung, nicht aber die vollständige Bearbeitung übernommen wurde. Dieser Bericht sollte im nächsten Band der Zurzacher Grabungen unbedingt nachfolgen, liefert er doch wichtige Ergänzungen, u. a. auch die Bestimmung der in fast jedem Brandgrab gefundenen Tierknochenreste! (Auf meine Anfrage stellte mir B. Kaufmann, Basel, freundlicherweise seine Unterlagen zur Verfügung.)

*Zu den Brandgräbern:* Die Brandgräber sind meistens mit den verbrannten Resten der Totenausstattung versehen und deshalb in der Regel zeitlich näher bestimmbar. 29 sind Urnengräber (meist mit zusätzlicher Brandschüttung), die übrigen Brandschüttungsgräber mit recht sauber ausgelesenen Leichenbrandhäufchen, das einst in einem Beutel o. ä. niedergelegt wurde. Sozusagen die gesamte – abgesehen vom Geschirr recht spärliche – Ausstattung war im Kremationsfeuer.

Geschlecht/ Alter	Grabnr.	Orien- tierung	Tiefe	Grabbau	Beigaben	Bemerkungen
Neonat	202	N-S	–2.36	mit Kieseln abgedeckt		in Verbindung mit Grab 202 in Verbindung mit Grab 132
Neonat	131	N-S	–2.30			
bis 6 Mte.	208	N-S	–2.40			
Neonat	209	N-S	–2.40			
Neonat	195	–	–			
Säugling «Kind»	173 181	– –	–1.93 –2.20			
Frau, zirka 60 J. Mann, erwachsen –	113 127 109	N-S N-S N-S/S-N	–1.86 –2.20 –2.59	Kalksteinplatten Steinplatten	Zwiebelknopffibel, Gürtel  Armring, Rocken	gestört  leer, älter als 1. Kirche  über Grab 131/132
Mann, zirka 70 J. –, zirka 60 J.	154 115	NW-SO SO-NW	–2.50 –1.97	Sargnägel		
Mädchen, 5–6 J.	156	O-W	–2.20	Sargnägel		
Mann, 20–30 J.	140	O-W	–2.47	Sargnägel		
Kind, 2–2½ J. Mann, 55–60 J.	186 176	W-O W-O	–2.05 –2.05	trapezförmig, mit Steinen umstellt		
Frau, 20–25 J.	177	W-O	–2.31	trapezförmig, mit Steinen umstellt (darunter Spolie; vgl. S. 60)		

Tabelle. Zurzach, Verenamünster. Der römischen Periode zugewiesene Körperbestattungen.

Zu Recht schliesst K. Roth-Rubi aus Grabsitte und Bestattungsart auf eine einheimische, eher einfache Bevölkerung des Vicus Tenedo und vergleicht mit den Gräberfeldern von Allschwil BL und Courroux JU. Während in der Vergleichstabelle S. 59 für Zurzach «ab flav. Zeit» eingesetzt ist, möchte man der S. 60 gegebenen Datierung zustimmen, wonach die «Belegung des ... Gräberfeldauschnitts ... nach Ausweis der Keramik in der 1. Hälfte des 1. Jahrhunderts» beginnt, und zwar nach Meinung der Rez. im Verlaufe des zweiten Jahrhundertviertels mit Grab 205 (stratigraphisch älter als das claudische Grab 202), 202, 204, dann 132, das wie andere etwas nach der Mitte des 1. Jahrhunderts angelegt worden sein dürfte. Brandgräber flavischer Zeitstellung und des früheren 2. Jahrhunderts sind im Gräberfeldauschnitt recht gut vertreten, aber auch das spätere 2. Jahrhundert fehlt nicht. Ein Vergleich der Gesamttabelle S. 37/38 mit dem aus geschlossenen Grabfunden stammenden Material in Tabelle S. 58 zeigt, dass die Mehrzahl der Funde des späten 2. bzw. der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts verstreut in der schwarzen Schicht 187 gefunden wurde (z. B. stammen nur 5 bis 6 der 34 Teller Drag. 32 aus geschlossenen Grabinventaren). Es scheint, dass in dieser Zone (durch spätere Grablegen und Kirchenbauten) etliche Gräber des späten 2. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts zerstört wurden.

Bei etwas differenzierterer Datierung zeichnen sich im Gräberfeldauschnitt einige Tendenzen ab, die teilweise an Grabsitten des Nordwestschweizer Raumes anschliessen, z. B. sind unter den frühen Bestattungen Brandschüttungsgräber (vgl. 205, 202, 294, 132, 142, 171, 201) häufiger als Urnengräber. In der Geschirrausstattung (Tabelle S. 58) überwiegen bei der Sigillata wie z. B. in Courroux JU im 1. Jahrhundert die Schalen, im 2. Jahrhundert die Teller,

Unter den spärlichen nichtkeramischen Grabbeigaben fallen wie in Wenslingen BL und Courroux JU lediglich unter den frühesten Gräbern einige bemerkenswerte Ausstattungen auf. Von einem einfachen Friedhof weg führt das frühe Grab 205, zu dem ein Grabstein (z. B. eines Veteranen?) gehört haben dürfte. Als Unterlage für eine oberirdische Markierung dürfte auch die Zie-

gellage bei dem etwa ins dritte Viertel des 1. Jahrhunderts gehörigen Grab 171 gedient haben (Abb. 75).

Wie K. Roth-Rubi ausführt, wird die Frau des claudischen Grabes 202 mit ihren 8 Fibeln die sogenannte Menimane-Tracht getragen haben, doch braucht sie nicht zugezogen zu sein. Diese keltische Tracht, zu der laut Definition als Grundausstattung ein Fibelpaar und eine Einzelfibel gehören, ist offenbar auch am Ober- und Hochrhein getragen worden, wie z. B. Gräber mit Fibelpaaren und Einzelfibel(n) aus Allschwil BL zeigen. (Zuletzt: A. Böhme, in: Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt II 12,3 [1985] 423ff. – Die bibliographischen Angaben zu den übrigen hier genannten Gräberfeldern finden sich im Literaturverzeichnis des rez. Bandes. Wenslingen BL: S. Martin-Kilcher, Baselsbieter Heimatbuch 13, 1977, 279ff.) Leider sind in unserem Gebiet Grabinventare der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts eher selten, und im Gegensatz zum Mittelrheingebiet fehlen bildliche Darstellungen.

In der gleichen Grube 202 war mit der Frau ein neugeborenes Kind nach üblicher römischer Sitte unverbrannt begraben worden (zu den Körpergräbern s. u.). Auch Brandgrab 132 dürfte mit dem nebenanliegenden Neugeborenen 131 zusammengehören, die sorgfältig daneben angeordnete Tonscheibe (Tondo) mit der Büste einer weiblichen Schutzgottheit und zwei kleine Sauggefässchen sprechen dafür. Die beim Leichenbrand 132 gefundene Scheibelfibel lässt wie die in Frauen- und Kindergräbern üblichen Tonvotive ebenfalls auf eine Frau und nicht auf einen Mann (so die anthropologische Bestimmung) schliessen.

*Zu den Körpergräbern:* Da eine vollständige Übersicht über die der römischen Periode zugewiesenen Körperbestattungen fehlt, sei sie hier gegeben. Der ganz unklare Befund «Grab 194» wird ausgeklammert.

Aus der Liste geht hervor, dass die N-S-Richtung überwiegt (3 Kleinkindergräber sind nicht orientierbar). Sicher mittelkaiserzeitlich, weil zu datierbaren Brandbestattungen gehörig, sind die Neugeborenen 202 und 131. In demselben Zeitraum dürften auch die nahegelegenen beigabenlosen Neugeborenen und Säuglinge

173, 195, 208, 209 und vielleicht 181 angelegt worden sein. Zusammen mit Grab 202 und 131 ergeben sie einen kleinen Säuglingsbezirk wie solche auch andernorts beobachtet wurden (Einige Belege für Säuglingsbezirke in Courroux 109 Anm. 6. Vgl. jetzt auch L. Berger, Gräber und Bestattungssitten in römischer Zeit, in: Glaube, Kult und Gräber. Einführungskurs in die ur- und frühgeschichtl. Archäologie der Schweiz [1988] 21ff.).

Dank Beigaben und/oder genageltem Holzarg sicher als spätrömisch anzusprechen sind das NW-SO-Grab 154 eines Beamten oder Soldaten sowie die beiden O-W-Gräber 156 eines Mädchens mit Fingerkunkel (dazu G. König S. 129ff.) und 140 eines beigabenlosen Mannes (wie ist seine Lage im Verhältnis zur Südmauer der ersten Kirche?). Der zur Hälfte erhaltene Teller Alzey 6 (Abb. 13,1) dürfte den Rest der Ausstattung eines zerstörten spätrömischen Grabes bilden, ebenso das Glasbecherfragment Abb. 14,3, der Topf Abb. 13,1 und das wohl spätrömische Messerfragment Abb. 14,10, so dass entgegen der Bemerkung S. 59 doch mit etwas Geschirr (Speisebeigaben) ausgestatteten spätrömischen Gräbern gerechnet werden darf.

Die beiden W-O-Gräber 176 und 177 in trapezförmigen Särgen mit Steinumrandung (bei Grab 177 die Reste eines römischen Kindergrabsteins wiederverwendet) gehören hingegen nach ihrer Grabform sowie ihrer Ausrichtung, die zudem auf den

Chor der ersten Kirche Rücksicht nimmt, in nachrömische Zeit wie vielleicht auch das gleich ausgerichtete Kindergrab 186 (im Gegensatz zu S. 53). Um frühmittelalterliche Funde handelt es sich auch bei den Mehrfachperlen Abb. 14,5 und die Nadel Abb. 14,8 aus Schicht 187.

Trotz des ausschnitthaften Befundes bereichert der vorliegende Band die Kenntnisse über den Vicus und das spätrömische Kastell Zurzach sehr. Zum erstenmal wird aus unserem Gebiet eine grössere Gräbergruppe aus einem Vicus-Friedhof publiziert. Während unter der Sachkultur vor allem die Küchenkeramik in das Umfeld von Vindonissa einzuordnen ist, braucht es zur Eingrenzung der Grabsitten weitere Vergleichsmöglichkeiten mit umliegenden Nekropolen; die vollständige Aufarbeitung und Publikation der Gräberfelder um Vindonissa, von Lenzburg und auch Weil am Rhein stehen leider noch aus. Es erstaunt aber nicht, dass am Hochrhein Verbindungen mit dem Gebiet am Rheinknie aufzuzeigen sind.

Mit K. Roth-Rubi (S. 13) ist zu wünschen, dass bei der Publikation der Neufunde aus dem Bereich der frühromischen Kastelle und des Vicus alle übrigen von ihr auf Abb. 1 zusammengestellten Fundpunkte mitberücksichtigt und publiziert werden, um so ein deutlicheres Bild von Zurzach/Tenedo zu erhalten.

*Stefanie Martin-Kilcher*